



*Evangelische Pfarrkirche
Zum Heiligen Kreuz in Neuzelle (LOS),
ehemalige „Leutekirche“ des Klosters;
Foto: Wolfram Friedrich*

Geleitwort

Liebe Freunde der brandenburgischen Kirchenbauten, liebe Leser, sehr geehrte Damen und Herren,

seit zehn Jahren luthert es gewaltig in Deutschland. Die Erinnerung an den historisch nicht einmal verbürgten Thesenanschlag am Portal der Wittenberger Schlosskirche wurde gleich mit einer ganzen „Reformationsdekade“ eingeläutet, bevor sie in diesem Jahr ihren Höhepunkt erreichen wird. Auch wir kommen in unserer vorliegenden Jahresbroschüre an diesem Thema nicht vorbei.

Vielleicht wundern Sie sich, auf dem Titelblatt der „Offenen Kirchen“ im Lutherjahr die katholische Klosterkirche von Neuzelle zu finden? Aber auch dieses „Barockwunder“ inmitten von Kiefernwäldern und märkischem Sand verdankt ihren Ursprung der Reformation; genauer gesagt ist es ein bewusst gesetztes Zeichen der Gegenreformation. Als letzte verbliebene altgläubige Insel verkörperte der imposante Bau im Stil des süddeutschen und italienischen Barock den Machtwillen und den Repräsentationsanspruch der katholischen Kirche in einer protestantisch gewordenen Region. Die lutherische Variante der architektonischen Selbstdarstellung – „Ein feste Burg ist unser Gott“ – finden Sie im Foto auf dem Rücktitel. Selbstverständlich ist diese Gegenüberstellung nicht ohne Ironie zu betrachten...

Auch in diesem Jahr möchten wir Sie mit unserem Heft herzlich zum Besuch der zahlreichen wunderschönen Kirchengebäude unseres Landes einladen – auch abseits von Lutherpfaden und Reformationsausstellungen. Die Reformation in der Mark Brandenburg verlief weitestgehend ohne bilderstürmerische Tendenzen wie in anderen Teilen Deutschlands. Und so gibt es in unseren evangelischen Dorfkirchen noch so manche katholische Heiligenfigur und so manchen vorreformatorischen Altaraufsatz zu entdecken. Daneben finden sich typisch protestantisch Kanzelaltäre oder, seltsamerweise ebenfalls nur in protestantischen Kirchen schwebende, Taufengel. Gerade diese Vielfalt der überlieferten Ausstattung macht die Entdeckungsreisen zu den sakralen Denkmälern so überaus interessant.

Betrachten Sie bei ihren Besuchen jedoch – trotz all ihrer Geschichtsträchtigkeit – die Kirchengebäude nicht nur als Museen oder als Erinnerungsorte an die „gute alte Zeit“, die es im Übrigen so vermutlich nie gegeben hat. In den allermeisten Fällen sind sie noch heute lebendige Mittelpunkte ihrer wenn auch manchmal nur kleinen Gemeinden. Und neben den Gottesdiensten, die in manchen Regionen nur noch alle vier oder sechs Wochen stattfinden können, laden immer mehr Dorfkirchen zu Konzerten, Ausstellungen oder anderen Veranstaltungen ein. Mancherorts sind sie fast die einzigen verbliebenen Kulturträger. Gehen Sie auf Entdeckungsreise! Inzwischen sind es über 1.000 Kirchen, die im Adressteil dieser Broschüre verzeichnet sind und auf Ihren Besuch warten!

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. sieht seine wichtigste Aufgabe darin, die bauliche Instandsetzung und Erhaltung der Kirchengebäude, die Bewahrung und Restaurierung der historischen Ausstattungen sowie die angemessene Nutzung zu fördern und zu unterstützen. Helfen Sie uns dabei, indem Sie den brandenburgischen Kirchen Ihre Aufmerksamkeit und, wenn möglich, auch Ihre Hilfe schenken!

In einem seiner Gedichte schrieb der Lyriker Reiner Kunze: „Damit die Erde haften am Himmel, schlugen die Menschen Kirchtürme in ihn...“ Bei der Lektüre dieses Heftes und bei Ihren Ausflügen und Wanderungen durch die Mark Brandenburg wünschen wir Ihnen spannende Entdeckungen und anregende Begegnungen!

Die Redaktion

Kirche im Umbruch

Ein Gespräch mit Christian Stäblein

Christian Stäblein ist Propst der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO).



Konfirmationsfeier in der Dorfkirche Brodowin (Barnim); Foto: Bernd Janowski

Die Reformation vor 500 Jahren, deren Jubiläum wir in diesem Jahr begehen, war nicht nur ein religiöser Umbruch, in dem die Einheit der christlichen Kirche zerbrach. Mit Martin Luther und der Erfindung des Buchdrucks gab es zugleich einen Kulturbruch, entstand eine Welt beschleunigten Wandels, der über die Renaissance und die Aufklärung in die heutige Moderne führte. Erleben wir heute womöglich auch eine Art Kulturbruch, eine säkulare Zeitenwende, in der aus ehemaligen Volkskirchen Minderheiten-Konfessionen werden? Christian Stäblein, der Propst der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO), empfindet solch einen historischen Vergleich als nicht völlig abwegig, kann gewisse Parallelen ent-

decken. „Die Reformation war ein Um- und Aufbruch, und in diesem Begriff ist ja das Wort Bruch enthalten. Auch wir leben in einer Zeit des Umbruchs, in der sich vieles ändert. In der Reformation war es der Buchdruck, der die Schriftkultur veränderte, nun haben wir wieder einen medialen Umbruch, stecken mittendrin in einer digitalen Revolution, bei der wir überhaupt nicht absehen können, wo wir in 20 oder 50 Jahren wirklich sein werden.“ Ein Indiz für den Umbruch sei zum Beispiel die kontroverse Debatte darüber, wie sehr auch die Kirche sich mit dem „Godspot“ für Smartphone-Nutzer öffnen sollte.

Zum Reformationsjubiläum wird es in Wittenberg diverse Veranstaltungen und in Berlin einen Kirchentag geben. Zudem kamen und kommen etliche Lu-

ther-Bücher auf den Markt. Doch wird es über die Zelebration des Jubiläums hinaus geistige oder gar geistliche Anstöße für die Kirche geben? Der Propst ist kein Pessimist, er glaubt, dass die 500-Jahr-Feier helfen kann, neuen Schwung in die Verkündung des Evangeliums zu bringen, wie es auch in der Reformation geschah. „Es kommt darauf an, das Evangelium auch in der jetzt anbrechenden Medienkultur zu positionieren. Wir sollten uns darin üben, Gottes Wort auf eine neue Art zu verkünden, neue Wege zu suchen.“ Gleichwohl müsse das vor allem in den Gotteshäusern geschehen, denn diese seien ein Symbol für das, was die Kirche verkünde. „Die evangelische Kirche lebt auch aus der Erneuerung, ohne Um- und Aufbruch gibt es keine wirkliche Erneuerung.“



Capella de la Torre, Photo: Hejtle

Konzerte zum Reformationsjubiläum

Der Reformator Martin Luther setzte selten einen Fuß ins heutige Brandenburg, doch geschahen hier reformationsgeschichtlich bedeutsame Ereignisse, etwa die Ablasspredigten Johann Tetzels in Jüterbog, die als ein Anlass für die Veröffentlichung der «Thesen» Luthers 1517 betrachtet werden, und die Schlacht vor Mühlberg. Bald hatte die Reformation dramatische Folgen für Brandenburg, Klöster wurden aufgelöst, der Dreißigjährige Krieg wütete hundert Jahre später in der Mark besonders heftig.

Martin Luther nannte die Musik *«aller bewegung des Menschlichen hertzen ein Regiererin, ir mechtig und gewaltig ist»*.

Die Kulturfeste im Land Brandenburg präsentieren eine Vielfalt an Musik zum Reformationsjubiläum, darunter drei Ensembles, die mit dem Echo Klassik Preis ausgezeichnet wurden: die lauten compagney Berlin, die Capella de la Torre und das Calmus Ensemble.

Konzertauswahl

Sonntag, 18. Juni 17 Uhr, Dom zu Brandenburg
Sonntag, 10. September 16 Uhr, Klosterkirche Chorin

Deutsche Messe

Knaben des Staats- und Domchores Berlin
Vocalconsort Berlin, lauten compagney Berlin
Leitung: Wolfgang Katschner, Kai-Uwe Jirka

Sonntag, 25. Juni, Stiftskirche Heiligengrabe
Sonntag, 13. August, Klosterkirche in Mühlberg/Elbe
Samstag, 26. August, Franziskanerklosterkirche Angermünde

Kaiser Karl und die Reformation

Cécile Kempnaers, Sopran, Ralf Grobe, Bass
Capella de la Torre, Leitung: Katharina Bäuml

Alle Musikveranstaltungen der Kulturfeste im Land Brandenburg zum Reformationsjubiläum werden in unserer Jahresbroschüre und einem Reformationsmusikfaltblatt vorgestellt.



lauten compagney, Calmus Ensemble, Photo: J. Zenna

Kulturfeste im Land Brandenburg e.V.

info@kulturfeste.de

www.kulturfeste.de

Förderer: Kulturland Brandenburg, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur und Ministerium für Infrastruktur und Landwirtschaft des Landes Brandenburg, die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und Deutsches Kulturforum östliches Europa



Im Gegensatz zur Reformationsepoche geht es nun um den Aufbruch einer schrumpfenden Kirche. Weckt das nicht Ängste, muss man sich nicht Sorgen machen um die Konfession? Der „Chef-Theologe“ des Konsistoriums beteuert, ihn plagten keine Ängste. „Wir müssen uns zwar sehr ernsthaft Gedanken machen über die Zukunft, sollten aber nicht gebannt nur auf Zahlen starren. Geistig wachsen und geistig Kirche sein bedeutet nicht, bloß in quantitativen Kategorien zu denken. Wir sollten das Evangelium nach außen tragen und darauf vertrauen, dass daraus ein inneres und irgendwann auch vielleicht ein äußeres Wachstum entsteht. Gleichwohl können wir die Zahlen nicht einfach wegschieben, wir müssen auch rechnen können.“

Bei allem haushälterischen Kalkül, so Stäblein, sollte stets auch ein Aufbruch, eine missionarische Kirche spürbar sein. „Doch Mission funktioniert nicht mit der simplen Methode, als sei der Glaube so etwas wie ein Keks in der Schachtel, die man nur öffnen und verteilen muss. Das Evangelium weitergeben heißt, den Menschen zuhören, sich auf sie einlassen und mit ihnen entdecken, wo in ihrem Leben das Evangelium helfen kann. Deshalb sind auch die Kirchengebäude so wichtig. Wenn jemand ein Gotteshaus öffnet und einem anderen zeigt, was ihn in dieser Kirche berührt, dann kann daraus eine Begegnung mit Gott entstehen. Deshalb sind solche Orte wichtig, deshalb sollten Kirchen niedrigschwellig offen sein.“

Wie und wo erreicht man aber die Menschen vor Ort, wenn sonntags nur noch ein paar Senioren zum Gottesdienst kommen? Wie kommt man an jene Konfessionslosen heran, die nicht mehr wissen, wozu ein Gotteshaus dient und welche religiöse Bedeutung ein Kruzifix hat? „Ein Pfarrer oder eine Pfarrerin sollte nicht erst zum 75. Geburtstag eines Gemeindeglieds

kommen“, sagt der Propst, „sondern schon früher die Familien besuchen. Sie sollten auch zu den Jugendlichen hingehen, die in der Kirche vielleicht mit einem frei zugänglichen Netz surfen.“ Eine Kirche im Aufbruch könne nur dann erfolgreich sein, wenn sie nicht so sehr an ihre organisatorischen Strukturen denkt, sondern die Menschen vor Ort anspricht. Da braucht es Räume, in denen man etwas ausprobiert, Projekte entwickelt.

Wie soll das aber in den jetzt schon dünnbesiedelten und weiter schrumpfenden Regionen Brandenburgs funktionieren, wo ein Pfarrer mehr als zehn Kirchen zu betreuen hat? „Es gibt dafür keinen Meta-Plan“, sagt Stäblein, „kein Patentrezept für alle Gemeinden. Auch da müssen wir vor Ort auf die Menschen hören, und wir sollten mit den Schätzen wuchern, die wir haben. Dazu gehört als erstes der Gottesdienst, oft auch die Andacht, die kleine Form. Es ist doch stets möglich, sonntags eine kleine Andacht in einer Dorfkirche zu machen. Nicht immer und nicht überall. Aber es ist wunderbar, wie viele Ehrenamtliche hier Gottesdienste leiten und feiern. Das ist Kirche, wenn Menschen miteinander Gott loben.“ Der Propst denkt aber beim Gottesdienst nicht nur an Dorfkirchen, sondern auch an andere Orte, wie etwa das Café eines Seniorenstifts oder an eine Friedhofskapelle. „Da bin ich wieder bei den Anfängen der Christenheit, die sich anfangs in Katakomben trafen. Was ich nicht will, ist ein Konzept für alle. Denn das wird nicht funktionieren.“

Der Propst wehrt sich gegen die These, dass Kirchengemeinden mit einem 40-Kilometer-Radius eine pastorale Sackgasse sind. „Pfarrer und Gläubige sind doch heute schon ein wanderndes und fahrendes Gottesvolk.“ Es gebe viele Konzepte, wie man regionale Verknüpfungen herstellen, wie man Kirchen zu anderen Zeiten öffnen und anders nutzen könne. „Der Bran-





Die Junge Philharmonie Brandenburg eröffnet „Musikschulen öffnet Kirchen“ in der St. Jakobikirche Luckenwalde 2016; Foto: Uwe Hauth

denburger Dorfkirchensommer ist ein gutes Beispiel dafür, wie wir mit unseren Schätzen auch jenseits der traditionellen Nutzung wuchern können.“ Das sei natürlich leichter möglich in Gotteshäusern, die etwa auf Pilgerpfaden liegen oder Kulturdenkmäler sind, aber es gebe auch anderswo interessante Versuche.

Wie weit darf denn die Öffnung der Kirchen gehen, welche erweiterten Nutzungen sind denkbar über das hinaus, was es bereits an Theater und Musik gibt? „Ich kann in der Kirche nichts machen, was der Botschaft widerspricht. Doch innerhalb dieses Rahmens ist mein Herz weit, da sollte man stets auf den konkreten Fall schauen, da kann eine Gemeinde oft selbst entscheiden.“ Eine rote Linie ist für den Propst indes überschritten, wenn es eine Gemeinde etwa gegen Gebühr erlaubt, in der Kirche eine zivile Trauung abzuhalten. Da werden nach seiner Ansicht zivile und kirchliche Aspekte vermengt, die aus gutem Grund getrennt sind. In theologischer Hinsicht liege der Fall dagegen anders, wenn man die Kirche – auch aus finanziellen Gründen – für Jazz-Veranstaltungen oder andere kulturelle Zwecke nutze. Wie wäre es aber mit einer Sport-Übertragung? Als großer Fußball-Fan mag Stäblein dies nicht völlig ausschließen, wenn es etwa in einem Dorf außer der Kirche keinen anderen öffentlichen Raum gibt. Doch die Kirche dürfe dabei auf

keinen Fall zur Kneipe mit Besäufnis werden. Der Raum fordert Respekt und verändert Menschen.

In einer deutschen Landeskirche wurde zeitweise erwogen, auch bei der Beisetzung von Konfessionslosen die Kirchenglocke zu läuten. Wäre dies für Propst Stäblein eine unzulässige Anpassung an den Zeitgeist? „Diese Anpassung ist ein schmaler Grat. Die dritte Ökumene, also das Gespräch mit einer gottvergessenen Kultur, ist zwar sehr wichtig. Man darf dabei auch nicht von vornherein eine Position der Rechtgläubigkeit aufbauen. Ich suche stets das offene Gespräch.“ Gleichwohl gebe es auch hier Grenzen, so etwa bei der Frage, ob generell ein Geläut für Konfessionslose möglich sei. „Ich respektiere jene, die ausgetreten sind, und ich drücke und dränge diesen nichts auf. Die Haltung des Verstorbenen ist zu respektieren.“ Gleichwohl könnten im Einzelfall die Glocken läuten, wenn es Angehörige wünschten, die noch zur Kirche gehören.

Wem gehört denn die Kirche – nicht juristisch, sondern theologisch gesehen? Das ist keine spitzfindig-theoretische Frage, sondern oft eine höchst praktische, wenn etwa in einem Förderverein, der die Sanierung eines Gotteshauses ermöglichte, nur etwa die Hälfte der Mitglieder einer Kirche angehören. „Die Kirche als Gotteshaus gehört eigentlich niemandem, denn geistlich besitzen wir die Kirche nicht, sondern sie dient jenen Menschen, die in einem bestimmten Moment zu Gottes Lob zusammenkommen. Dies gilt auch für jene Beter, die nicht der Kirche angehören.“ Eine Kirche ist dann

ein Gotteshaus, so fügt der Propst hinzu, wenn dort auch Gottes Wort verkündet werde, sonst wird sie zum Kulturdenkmal. Und wem „gehört“ die Kirche, wenn es dort ein weltliches Konzert gibt? „Jedes Konzert verändert sich, wenn es in einer Kirche stattfindet, ein weltliches Konzert fügt sich dann in einen bestimmten Kontext ein – es sei denn, die Kirche ist entwidmet.“ Der Propst erinnert an das Wort Christi: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen (Matthäus 18, 20).

Wie sieht die Kirche in zwanzig Jahren aus? Wird sie noch kleiner sein, ist sie noch mehr von der Volkzur Minderheitenkirche geworden? Der Propst benutzt ein Wort aus der Autoindustrie, vergleicht die Kirche mit einem Hybrid-Fahrzeug, das sowohl mit Benzin, aber auch mit Batterie fahren kann. „Die Kirche wird bis dahin gelernt haben, mit verschiedenen Motoren unterwegs zu sein, aber immer mit einem Geist.“ Wird sie somit, wenn man diesem Auto-Bild folgt, in den strukturschwachen Regionen neben der seelsorgerischen Aufgabe viel stärker zum Kultur-Motor werden? „Die Kirche ist schon jetzt oft ein Kulturträger und wird es immer mehr werden. Sie wird aber kein beliebiger Akteur sein, denn sie steht für einen christlichen Geist.“

Das Gespräch führten Bernd Janowski und Konrad Mrusek.

Lutherbild in der ungenutzten Dorfkirche von Beenz b. Lychen (Uckermark); Foto: Bernd Janowski

SUSANNE GLOGER

Befreier oder Fürstenknecht? Luther-Gedenken im Wandel der Zeit

Susanne Gloger ist Kunsthistorikerin und Referentin beim Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Auf Luther ist das Wort *Denkmal* im Sinne von *Erinnerungsstütze* in der deutschen Sprache zurückzuführen. Offenbar war ihm über die Übersetzung der entsprechenden griechischen und lateinischen Begriffe in der Bibel hinaus die Wichtigkeit des Andenkens und der Pflege des Erinnerns bewusst. Am 1. November 1527 – „zehn Jahre nachdem die Ablässe vernichtet wurden, in Erinnerung daran trinken wir beide getröstet in dieser Stunde“ – feierte er das erste Jubiläum der Reformation mit einem Freund. Diesem privaten Umtrunk folgten unzählige große öffentliche Feiern zum Andenken an die Reformation, sogenannte Centenarfeiern zum Tag des Thesenanschlags (31. Oktober 1517), anlässlich von Luthers Geburtstag (10. November 1483) oder seines Sterbedatums (18. Februar 1546).

Frühzeitig wurden auch Stationen seines Lebens ausgezeichnet, insbesondere das Geburtshaus in Eisleben, wo vermutlich bereits zu seinem 100. Geburtstag 1583 eine Holztafel mit seinem Portrait angebracht wurde.

In den evangelischen Ländern wurde mit der Darstellung Luthers der Übergang zur neuen Lehre bekräftigt und damit die Abgrenzung zum alten katholischen Glauben dokumentiert. In der Mark Brandenburg verdeutlicht dies beispielsweise das Konfessionsbild (2. Hälfte 16. Jh.) in der Kirchhainer Marienkirche. Aus der Vogelperspektive erblickt man Luther und Melancthon am Altar, wie sie dem Kurfürsten und seiner Gemahlin das Abendmahl in beiderlei Gestalt in Anwesenheit des Hofes reichen.



Lutherdarstellung am Kanzelkorb der Dorfkirche Löwenbruch (Teltow-Fläming);
Foto: Bernd Janowski

In der St. Gertraudenkirche in Frankfurt/Oder befindet sich ein Portrait Luthers aus der gleichen Zeit, das ursprünglich aus dem dortigen Franziskanerkloster stammt. Die Klosterkirche wurde 1551 zur lutherischen umgewandelt, so dass man sich fragen kann, ob das Bildnis des Reformators dort zur Mahnung oder zum Gedächtnis diente. Ein strenger Luther blickt in der St. Gotthardt-Kirche in Brandenburg (Havel) auf die Gemeinde: Das ganzfigurige Gemälde (Anfang 17. Jh.) zeigt ihn kostbar gewandet mit der Bibel in der Hand. In seiner Standhaftigkeit verkörpert das Portrait den Typus vieler nachfolgender Darstellungen Martin Luthers.

Dem neuen Verständnis des Gottesdienstes wurde auch mit Veränderungen in der Ausstattung Rechnung getragen. Da Luther einen Bildersturm ablehnte, wurden Altäre und Heiligenbilder behalten, jedoch im Sinne der Reformation umgestaltet oder beiseite gerückt. Die Wortverkündigung bekam nun ein besonderes Gewicht, so dass die Kanzeln durch Platzierung und Ikonografie stärker betont wurden. Die Darstellung der Evangelisten am Kanzelkorb oder am Ausgang zur Kanzel war üblich, nun konnte auch der Übersetzer der Bibel diesen Ort illustrieren. Der 1719 in Löwenbruch (Teltow-Fläming) gestiftete Kanzelaltar zeigt im zentralen Feld des Kanzel-

korbs den jungen Luther im Talar zwischen genrehaften Darstellungen der Evangelisten. Blickt Luther hier von erhöhtem Standpunkt auf die Gemeinde, so steht er in Holzendorf (Uckermark) dem Pfarrer nahezu lebensgroß direkt vis-à-vis, wenn dieser die Tür öffnet, die sowohl zum Kanzelaufgang als auch zum Beichtstuhl (um 1600) führt. In Falkenhagen (Uckermark) wurde im 19. Jahrhundert ebenfalls ein ganzfiguriges Portrait Luthers an der Tür zum Kanzelaufgang (1720) hinzugefügt, wie auch in Frauenhorst (Elbe-Elster). Noch an der prächtigen neubarocken Kanzel, die 1909 für die Klosterkirche Doberlug (Elbe-Elster) geschaffen wurde, ist der Aufgang mit Skulpturen von Luther und Melanchthon geschmückt, während die Evangelisten die Felder des Kanzelkorbs besetzen.

Die Dorfkirche in Lugau (Elbe-Elster) erhielt 1712 einen opulenten barocken Altar mit der Kreuzigung als zentralem Bild. Auf dem Retabel kniet Luther zwischen Maria und Johannes unter dem Kreuz. Am Kreuzfuß liegt der Schädel Adams; unter der Figur Luthers findet sich sein Briefsiegel, die Lutherrose, die bald zum Symbol der evangelischen Kirche wurde.

Die Orte, an denen Luther weilte, waren bestrebt, dies zu dokumentieren. Beeindruckend lang ist das Reisekalendarium des Reformators. Märkischen Boden jedoch betrat er auf seinen zahlreichen Visitationsreisen nur im Bereich der heutigen Landkreise Potsdam-Mittelmark und Elbe-Elster. So soll er am Brunnen von Dietersdorf (Potsdam-Mittelmark) gerastet und seinen Durst gelöscht haben; der Ort hat seither einen Lutherbrunnen im Zentrum. In Treuenbrietzen habe er unter einer Linde vor der Kirche gepredigt, die noch heute als Lutherlinde zu bestaunen ist.



Gedenkstein über dem Westportal der Stadtpfarrkirche St. Marien in Bad Belzig; Foto: Peter Bruno

Belzig, heute Bad Belzig, gehörte damals wie Wittenberg zu Sachsen; so war Luther mit der Kirchenvisitation beauftragt und reiste im Januar 1530 dorthin. Vermutlich logierte er in der Burg Eisenhardt, wo auch die Visitationskommission tagte. Dass er in der Stadtkirche gepredigt hat, belegt ein Gedenkstein an deren Westportal.

Das Andenken Luthers wird in Herzberg (Elbe-Elster) besonders gepflegt, war in St. Marien doch bereits 1522 der katholische Ritus abgeschafft und das Augustinerkloster säkularisiert worden. 1533 visitierte Luther den Ort persönlich und pochte auf die Einhaltung der Schulordnung, die, von Melanchthon ausgearbeitet, schließlich 1555 umgesetzt wurde und bereits 1559 die Einrichtung einer *Jungfernschule* ermöglichte. Heute erinnern eine Büste und der Name an den Begründer des Melanchthongymnasiums. Zwei Gemälde der beiden Reformatoren aus der Cranach-Schule bewahren in St. Marien die Erinnerung. Eine besondere Form des Gedenkens stellt das Lutherportrait auf dem 1921 vom Kreis Schweinitz aufgelegten Notgeld dar, zu dem Herzberg damals gehörte.

Auch in Deckengemälden wird die Erinnerung an Martin Luther wachgehalten, z. B. in Kirchhain (Elbe-Elster) oder in Trebbus (Elbe-Elster), wo die Holztonne mit Lutherrosen verziert ist.

In Schlieben (Elbe-Elster), das 1529/30 von Luther visitiert worden ist, wurde erst 1934 eine Lutherfigur über dem Portal aufgestellt. Kurz davor, 1927, entstand ein Portrait in der Paul-Gerhardt-Kirche in Lübben (Spree-Neiße); 1934 wurde das Turmportal mit Köpfen von Wichern, Luther, Händel, Bach, Melanchthon und Francke gestaltet.

Zum 400. Jubiläum der Reformation 1917 weihte der Zweigverein des Evangelischen Bundes in Bad Liebenwerda (Elbe-Elster) feierlich einen Portraitkopf Luthers an der Nikolaikirche ein. 1519 hatte er dort ein Streitgespräch mit dem päpstlichen Nuntius geführt und 1544, erneut in der Stadt, den ersten Superintendenten in das Amt eingeführt, wie die Gedenktafel vermeldet. Der Kopf ist eine Kopie des Lutherdenkmals in Worms (1868) von Ernst Rietschel, dem größten Reformationsdenkmal der Welt.

Das erste öffentliche Denkmal für den Reformator überhaupt schuf 1821 Johann Gottfried Schadow mit einem Baldachin von Schinkel für Wittenberg, dem bald viele – zum Beispiel in Halle, Leipzig, Dresden, Magdeburg und Erfurt – folgten. Im 19. Jahrhundert wurden die Denkmale nicht vorrangig als Mahnung für das rechte Glaubensbekenntnis errichtet, sondern die monumentale Würdigung Martin Luthers reihte sich ein in die anderer herausragender Persönlichkeiten. In diese Kategorie gehört ebenfalls das Standbild Luthers vor der Marienkir-



Lutherfigur auf dem Schalldeckel der Kanzel in der Dorfkirche Selbelang (Havelland); Foto: Bernd Janowski

che in Prenzlau (Uckermark). Der Besitzer der Grünen Apotheke Karl Friedrich August Witt, ein großzügiger Mäzen, stiftete 1903 einen Nachguss des Wormser Entwurfs von Ernst Rietschel.

Der Typus der Figuren lehnt sich fast immer an die Darstellungen Cranachs an: Luther wird im Talar, meist mit der Bibel in der Hand dargestellt. Sein Stand ist fest, ebenso wie sein Blick, der manches Mal nach Süden, nach Rom gerichtet ist.

Die Jubiläen, die im Zusammenhang mit der Reformation oder Luthers Person gefeiert wurden, vereinnahmten ihn und sein Wirken nach Bedarf. War es 1617, ein Jahr vor Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, der ja auch ein Glaubenskrieg war, offenbar wichtig, sich von der katholischen Seite abzugrenzen, so ging es im 18. Jahrhundert darum, den religiösen Standpunkt gegenüber dem Papst zu bekräftigen. Nach der Epoche der Aufklärung wurde Luther ab etwa 1800 als humanistisches Vorbild gesehen, weil er den Aberglauben bekämpfte. In der Schinkelkirche in Straupitz (Dahme-Spree) befindet sich ein Portrait dieser Zeit, während in Finsterwalde (Elbe-Elster) Anfang des 18. Jahrhunderts auf eine bildliche Darstellung verzichtet wurde und die Emporenfelder der Kirche mit Texten Luthers versehen wurden.

Neben den prominent sichtbaren Denkmälern oder Bildnissen gibt es in vielen Kirchen Brandenburgs gemalte



Notgeld der Stadt Herzberg 1921; Foto: Bücherkammer Herzberg

oder gedruckte Lutherbilder, so in Falkenhain und Kreblitz (Dahme-Spree). Bemerkenswert ist hier ein Druck, den laut Aufschrift eine Kossätin 1830 anlässlich der Säkularfeier zur Einführung der Augsburger Konfession zum Andenken an ihren ein Jahr zuvor verstorbenen Sohn der Kirche stiftete. Wie viele Menschen eine 1817 nach Schinkelentwürfen aufgelegte Luthermedaille zum privaten Andenken besaßen, lässt sich kaum ermitteln.

Das Wartburgfest 1817 machte Luther endgültig zum deutschen Nationalhelden. Zum 400. Geburtstag 1883 wurde er geradezu als Gründungsvater des Deutschen Reiches gefeiert, der politisch und kulturell den Grundstein gelegt habe. Neben vielen Lutherdenkmälern wurden damals Luthereichen gepflanzt: in Jüterbog (Elbe-Elster), ebenso in Burg (Spree-Neiße) und Züllsdorf (Elbe-Elster) sowie an vielen anderen Orten. Eine verkleinerte Kopie des Dresdner Denkmals von Adolf von Donndorf (1888) befindet sich heute im Pfarrhaus von Bliesendorf (Potsdam-Mittelmark). Mitten im 1. Welt-

krieg feierte Deutschland Luther als Vorbild in Sachen Gottvertrauen und Kampfesmut. Mit dem Erstarken der Nationalsozialisten und besonders ab 1933 werden einerseits Analogien zwischen Luther und Hitler als „Retter des deutschen Volkes“ und Verfechter eines „wahren Deutschtums“ gesehen, andererseits beruft sich die Bekennende Kirche auf die Einhaltung der christlichen Botschaft und stützt sich dabei auf die Lehren des Reformators. Nach dem Ende des verheerenden Krieges erklären Protestanten 1946 anlässlich des 400. Todestages Luther zum „Tröster“ der Deutschen und verkären seinen Durchhaltewillen. Nach der Teilung Deutschlands war Luther in der DDR zunächst als „Fürstenknecht“ und „Verräter der Bauern“ verpönt. Das monumentale vielfigurige Lutherdenkmal vor der Marienkirche in Berlin, das erst 1895 nach Entwürfen von Paul Otto errichtet worden war, wurde zerstört, nur seine Statue blieb an einem weniger exponierten Platz hinter der Kirche erhalten. 1983 änderte sich das: Nun erkannte man sogar „frühbürgerlich revolutionäre Züge“ in Person und Wirken Luthers. In der Bundesrepublik feierte man das Jubiläum dezentral mit wissenschaftlichen Tagungen und Ausstellungen.

Luthers theologischer Standpunkt basierte auf der Bibel als einzigem kritischem Maßstab, *sola scriptura*. Er schrieb: „Die Beziehung zur Gegenwart trägt zum Verständnis des Textes außerordentlich viel bei. ... Meine Pflicht ist, auszusprechen, was ich an Unrecht – auch bei Höheren – geschehen sehe.“ —

Deckengemälde in der Stadtpfarrkirche St. Marien Kirchhain; Foto: Maria Deiters



RUTH SLENCZKA

Reformation und Freiheit

Luther und die Folgen für Preußen und Brandenburg

Dr. Ruth Slenczka ist Historikerin und wissenschaftliche Kuratorin der Ausstellung „Reformation und Freiheit. Luther und die Folgen für Preußen und Brandenburg“ im Potsdamer Haus der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte.



Gemeiner Kasten der Stadtpfarrkirche St. Laurentius Havelberg, 1545; Foto: Antje Reichel, Prignitzmuseum Havelberg

Eine Ausstellung des Hauses der Brandenburgisch-Preußischen Geschichte im Rahmen des Themenjahres Kulturland Brandenburg 2017 „Wort und Wirkung. Luther und die Folgen für Brandenburg“ vom 8. September 2017 bis 21. Januar 2018

Offiziell wird die Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg mit der ersten evangelischen Abendmahlsfeier des Kurfürsten Joachim II. (1505 – 1571) und seines Hofadels verbunden, die am 1. November 1539 in der Stiftskirche in Berlin-Kölln oder in Spandau stattfand. Tatsächlich war der Prozess lang, vielschichtig und höchst ambivalent. Das Herrscherhaus blieb konfessionell gespalten: Hedwig, die Ehefrau Joachims und älteste Tochter des polnischen Königs Sigismund I., vollzog den Konfessionswechsel nicht mit. Nur einer der drei Bischöfe in der Mark unterstützte die Einführung der Reformation. Der Kurfürst selbst war zwar ein Anhänger Luthers, vertrat jedoch im Unterschied zu den meisten protestantischen Reichsständen reichspolitisch einen kaiserfreundlichen Kurs.

Zeitgenossen sahen daher die Reformation noch lange nach ihrer Einführung in großer Gefahr; allorts kursierten religiös aufgeladene Geschichten über die unentschiedene Haltung des Kurfürsten. Selbst Hans von Küstrin, der Bruder Joachims II., erzählt 1551 in einem Brief von einer symbolträchtigen Begebenheit in der

kurfürstlichen Burg in Grimnitz in der Schorfheide, wo sich Joachim II. mit seinem Hof wohl zur Jagd aufhielt. Eines Morgens überbrachte er seiner Gemahlin zwei Geschenke: Einen kleinen Hund, den er aus Magdeburg erhalten hatte, der von kaiserlichen Truppen belagerten Hochburg der protestantischen Interimsgegner, und den er daher scherzhaft „Bürgermeister“ oder „Aufrihrer von Magdeburg“ nannte, sowie zwei kostbare Marienbilder, eines aus Gold, das andere aus Silber, die Joachim dem Schatz des Berliner Domstifts entnommen hatte. Der Kurfürst und seine Frau begannen, damit „ihre Andacht zur Kurzweil“ zu treiben. Als kurz darauf ein „alt Weib“, eine Hofdame Hedwigs, in den Saal trat, soll der Fußboden unter ihren Füßen nachgegeben haben, so dass beide Frauen samt den Marienbildern in die darunterliegende Hofstube stürzten, nicht ohne einen Beinbruch und andere schwere Verletzungen davon zu tragen. Auch der Kurfürst drohte herabzustürzen, seine Kammerherren und Diener konnten ihn jedoch retten. Der Hund blieb völlig unversehrt.

Warum erzählt Hans von Küstrin von einer solchen Begebenheit? Die

Geschichte handelt vom Eingreifen Gottes, sie ist voller Symbole und entspricht einem in dieser Zeit weit verbreiteten Muster. Wunderzeichen werden zum Orakel für das Schicksal der Feinde des Evangeliums im nah erwarteten Endgericht: Der Boden, der – so wird noch ausdrücklich betont – an keiner Stelle „verstockt, verfault oder schadhaf“ gewesen sei, tut sich auf und verschlingt diejenigen, die sich der Reformation widersetzen. Hans von Küstrin verurteilt mit seiner Geschichte seine Schwägerin und die kaiserfreundliche Politik seines Bruders, die ihn selbst – und mit ihm das ganze Land – buchstäblich an den Rand des Abgrunds führt. Mit dem Gleichnis der Marienbilder, die für den alten Glauben stehen, prangert er die konfessionelle Unentschiedenheit seines Bruders um seiner Ehefrau willen an. Außerdem geht er hart ins Gericht mit dem leichtfertigen Spott des Kurfürsten über die Magdeburger Protestanten, denen der Hund als Symbol der Treue gilt.

Die Potsdamer Ausstellung nimmt den langwierigen und in seiner Uneindeutigkeit schillernden Prozess der Reformation in der Mark Brandenburg näher in den Blick und fragt nach der



Glocke der Wallfahrtskirche zum Heiligen Blut, Bad Wilsnack (Prignitz), unbekannter Gießer 1471; Foto: Stiftung Stadtmuseum Berlin, Reproduktion: Michael Setzpfandt

Lebenswirklichkeit der Menschen im 16. Jahrhundert. Sie stellt in vergleichender Perspektive die Mark und das Herzogtum Preußen gegenüber, das erste evangelische Territorium Europas, das 1618 durch Erbfall an Kurbrandenburg fiel. Obwohl die Reformation in den beiden Territorien sehr verschieden, ja in Vielem geradezu gegensätzlich verlief, stand das Freiheitsthema gleichermaßen im Zentrum von Kirche, Gesellschaft und Politik. Dabei war es untrennbar mit den religiösen Anliegen Luthers verwoben. Die Exponate der Potsdamer Schau erzählen Geschichten von den Sehnsüchten, Schicksalen und Fragen, die die Menschen in Preußen und Brandenburg mit Reformation und Freiheit verbanden.

Eine Auswahl von Exponaten der Ausstellung gibt einen Einblick in den Reichtum reformatorischer Zeugnisse aus der Mark Brandenburg. Viele stammen aus Kirchen, denn für die Kirchengemeinden bedeutete reformatorische Freiheit zunächst die Befreiung vom Allmachtsanspruch des Papstes und seiner Bischöfe. In Folge der Reformation nahmen die Gemeinden die Kirchenorganisation selbst in die Hand. In der Potsdamer Ausstellung lässt sich erkunden, welche Wege dabei eingeschlagen wurden: Der sogenannte Gemeine Kasten aus Havelberg war die Geldkiste der dortigen Kirchengemeinde, in der man nach Einführung der Reformation allen kirchlichen Besitz zusammenführte und in den Gottesdienstbesucher ihre Spenden warfen. Der Kasten wurde im Eingangsbereich der Kirche installiert,

nachdem 1545 die landesherrliche Visitationskommission, die für den Kurfürsten die Kirchaufsicht wahrnahm, in die Stadt gekommen war. Erst sechs Jahre nach der offiziellen Einführung der Reformation in der Mark konnten also die kirchlichen Verhältnisse in der Stadt geregelt werden, denn die Havelberger Kirche unterstand dem Domkapitel von Havelberg, das den Konfessionswechsel 1539 nicht mit vollzogen hatte. Der Gemeine Kasten hatte daher auch einen wichtigen symbolischen Wert, denn er stand für die kirchliche Emanzipation der Stadt vom Havelberger Bischof und machte sichtbar, dass die Stadtkirche seit 1545 auch in finanzieller Hinsicht unter kommunaler Verwaltung stand. Die Einnahmen wurden nicht mehr abgeführt, sondern blieben vor Ort. Rat und Gemeinde bestimmten, wofür sie verwendet wurden: Für Bauangelegenheiten und Gehälter, vor allem aber für das nun entstehende städtische Sozialfürsorgesystem.

Evangelische Herrscher verstanden reformatorische Freiheit auf ihre Weise: Davon erzählt die Wilsnacker Glocke aus dem Jahr 1471. Die Ausstellung wird nur eine Replik zeigen; das Original steht heute im Märkischen Museum in Berlin, kann aber nicht entliehen werden, da es nicht durch die Türen passt. Dafür wird man aber in der Potsdamer Ausstellung den Klang der Glocke hören können – Spezialisten haben ihn rekonstruiert. Die über 3,5 Tonnen schwere Wilsnacker Glocke stammt aus dem mittelalterlichen Pilgerzentrum im Nordwesten der Mark Brandenburg. Im Jahr 1552 ließ Kurfürst Joachim II. sie im Zuge des Ausbaus seines landesherrlichen Kirchenregiments von Wilsnack nach Berlin transportieren, um sie dem Geläut seiner Berliner Stiftskirche einzuverleiben, dem größten und klangschönsten des ganzen Landes. Zusammen mit der mittelalterlichen Pilgerglocke repräsentierte das Geläut nun das landesherrliche Kirchenregiment. Für die sechs Glocken und vier Schellen hatte Joachim II. sogar einen eigenen Turm zwischen dem Dom und seiner Residenz errichten lassen. Die größte Glocke, das zusätzlich gegos-

sene „Lange Stück“, galt aufgrund ihrer Größe und ihres Wohlklangs als Weltwunder. Sie war nicht mit Heiligenbildern, sondern mit den Porträts des Kurfürstenpaares geschmückt, denn Kirchenglocken waren im 16. Jahrhundert Herrschaftszeichen: Der Herr über das Geläut war auch derjenige, der in der Kirche das Sagen hatte. In Wilsnack war das lange der Havelberger Bischof gewesen, der sich jedoch der Reformation widersetzte. Nun aber war es der Landesherr in Berlin, denn seit Einführung der Reformation stand er an der Spitze der lutherischen Landeskirche Brandenburgs.

Ein eigenes Ausstellungskapitel ist den Folgen von Luthers Freiheitsidee für Individuum und Gesellschaft gewidmet. Für die nach wie vor aktuelle Frage, was Gewissensfreiheit bedeutet und wo sie ihre Grenzen hat, steht hier ein gusseiserner Kessel, dem eine besondere Geschichte zugeschrieben wird: Johannes Ellefeld, der erste evangelische Pfarrer in der Wallfahrtskirche in Wilsnack, soll darin das berühmte und verehrte „Wunderblut“ verbrannt haben, drei Abendmahls-hostien, rot gefärbt von Blutstropfen Christi – so der alte Glaube. Der Kessel steht einerseits für die Befreiung der Kirche vom mittelalterlichen Reliquienkult, andererseits führt er auch zu der Frage nach den Grenzen einer solchen Befreiung. Denn die Zerstörung religiöser Objekte, die mit dem eigenen Glauben nicht vereinbar sind, für andere aber elementaren Wert haben, ist eine feindselige Demütigung und ein Akt der Intoleranz gegenüber den religiösen Freiheitsrechten anderer Menschen.

Die Ausstellung entsteht in enger deutsch-polnischer Partnerschaft und Zusammenarbeit. Sie kann deshalb exklusiv Teile der kostbaren Silberbibliothek Herzog Albrechts von Preußen (1490–1568) zeigen – reformatorische Hauptwerke, die der Herzog mit außerordentlich wertvollen silbernen Einbänden versehen ließ und so zum Staatsschatz der evangelischen Landesherrschaft erhob. Aber das ist eine weitere Geschichte ...



Gusseiserner Kessel, wohl 16. Jh., Wunderblutkirche Bad Wilsnack. Vermutlich verbrannte Joachim Ellefeld am 28. Mai 1552 in diesem Kessel die Wunderhostien; Foto: Hartmut Kühne

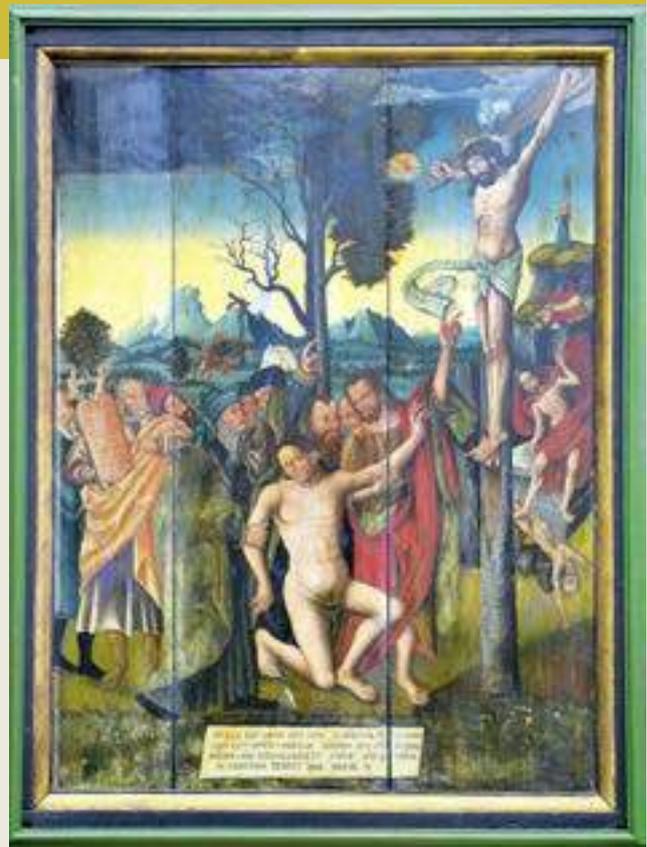
Vergessene Kunstwerke brauchen Hilfe

Spendenaktion zur Restaurierung eines Epitaphgemäldes in der Dorfkirche Blankensee (Teltow-Fläming)

Im Rahmen unserer alljährlichen Spendenaktion „Vergessene Kunstwerke“ bitten wir Sie herzlich um Unterstützung für die Restaurierung eines wertvollen Epitaphgemäldes aus Blankensee. Die Blankenseer Dorfkirche bewahrt in ihrem Inneren eine Reihe bemerkenswerter historische Ausstattungsgegenstände, die zumeist aus dem 18. Jahrhundert stammen. Zu bewundern sind hier jedoch auch ältere, zum Teil außergewöhnliche Stücke, wie ein marmorner Taufstein aus dem 11. Jahrhundert sowie der Figurengrabstein und das Epitaphgemälde für Anna von Thümen, geborene von Schlabrendorf. Letzteres ist wegen seines heilsgeschichtlichen Bildinhaltes und der Qualität seiner Ausführung von besonderer Bedeutung.

Zu den theologischen Grunderfahrungen Martin Luthers und der Reformation gehört, dass der Mensch aus seinen Ängsten und Nöten nicht durch gute Werke, sondern allein durch den Glauben erlöst werden kann. Ein Gedächtnisbild für die 1567 im Kindbett verstorbene Ehefrau des Kirchenpatrons Kuno von Thümen verbildlicht dies besonders eindrücklich. Zu sehen ist eine Version des vielleicht wirkungsreichsten evangelischen Programmbildes der Reformation „Gesetz und Gnade“: Ein Baum mit einer entlaubten und einer grünen Seite teilt das Bild in zwei Hälften. Am Fuß seines Stammes hockt ein nackter Mensch. Mit seinem Körper und seinem Blick scheint er der linken Bildhälfte verhaftet. Dort ist im Hintergrund die Szene des Sündenfalls dargestellt. Vor ihr steht Moses und deutet auf die Gesetzestafeln. Kein Mensch kann die dort aufgelisteten zehn Gebote einhalten. Den nackten Sünder am Baum bringt diese Erkenntnis zur Verzweiflung. Ihm zur Seite stehen ein alter und ein junger Mann, Propheten des alten und des neuen Testaments. Sie weisen mit großer Geste auf das in der rechten Bildhälfte aufragende Kreuz hin und versuchen, den Körper des Nackten von den Gebotetafeln ab- und dem gekreuzigten Erlöser Christus zuzuwenden.

Eine Besonderheit der Bildkomposition liegt darin, dass die zentrale Figur des nackten Sünders – anders als auf nahezu allen anderen Darstellungen derselben Ikonografie – als Frau dargestellt ist. Auch wenn sie sicherlich nicht nach einem lebenden Modell gemalt wurde und die weiblichen Körpermerkmale eher zurückhaltend und unbeholfen wiedergegeben sind, wirkt sie deutlich feminin. Warum eine Frau? Als Erinnerung an die im Kindbett verstorbene Anna von Thümen? In dem hinter ihr Knienden hat der Maler vermutlich den trauernden Ehemann porträtiert, der im Gebet zum Gekreuzigten Trost sucht. Der Sterbeprozess seiner Frau



erfährt auf dem Gedächtnisbild eine grundstürzende Umdeutung; er wird geradezu in sein Gegenteil verkehrt: Statt vom Leben zum Tod führt er die Frau vom Tod zum Leben. Der Baum zeigt es deutlich an: Seine kahlen Äste stehen für die Unausweichlichkeit des Todes, für die Ängste, Schmerzen und Qualen des Kindbetts der Verstorbenen. Die grüne Hälfte steht hingegen für das ewige Leben.

Lange Zeit wenig beachtet, haben sich im Laufe der Zeit erhebliche Schäden an dem Gemälde eingestellt: so haben sich die Fugen der aus drei Einzelbrettern zusammengesetzten Holztafel gelöst und klaffen teilweise weit auseinander; in einigen Bereichen deuten die nur wenige Millimeter großen sogenannten Ausflugslöcher auf das zerstörerische Werk des Holzwurms. Auch die Malschicht des Bildes weist zum Teil erhebliche Schädigungen auf und löst sich vom Untergrund ab, was zum Verlust der Malerei führen könnte. Dazu kommen die weniger gravierenden, aber die Betrachtung des Bildes doch stark störenden Veränderungen, wie die Verbräunung und Eintrübung der Gemäldeoberfläche und die Verfärbungen früherer farblicher Ausbesserungen, die jetzt als unschöne Flecken das Bild entstellen.

Das Epitaphgemälde für Anna von Thümen soll ab September 2017 in der großen Reformations-Ausstellung des Hauses für Brandenburgisch-Preussische Geschichte (HBPG) in Potsdam gezeigt werden. Im Zusammenhang damit ist eine gründliche Konservierung und Restaurierung dieses wertvollen Kunstwerkes notwendig!

Für Ihre Unterstützung sind wir Ihnen sehr dankbar! —

Wir bitten Sie herzlich um Ihre Unterstützung!

Ihre Spende:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
IBAN DE94 5206 0410 0003 9113 90
BIC GENODEF1EK1 (Ev. Bank)
Kennwort: Blankensee

EVA GONDA

Hammerschläge zum Gedenken

Ein Nagelschild in Sacro erinnert an die Reformation

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von „Alte Kirchen“, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Die Kirche im kleinen Dorf Sacro (Spree-Neiße), einem Ortsteil von Forst an der Lausitzer Neiße, birgt ein Stück Erinnerung an die Reformation, das vom Tourismus bisher nicht entdeckt wurde. Es macht äußerlich nicht viel von sich her, trägt manche Altersnarben zur Schau, darf sich aber seiner Seltenheit rühmen. Es ist ein „Reformations- und Kriegsgedenkschild“, eine so genannte Kriegsnagelung mit der Besonderheit, nicht einer Kriegseuphorie zu frönen, sondern das 400. Jubiläum der Reformation im Jahr 1917 zu würdigen.

Kriegsnagelungen waren zu Beginn des Ersten Weltkriegs sehr populär. Sie wurden werbewirksam in der Öffentlichkeit inszeniert, wo jedermann vor großem Publikum per Hammerschlag patriotische Gesinnung und Kriegsenthusiasmus beweisen konnte. Martialische Sprüche ließen keinen Zweifel daran aufkommen, dass die mit Inbrunst geführten Schläge dem Feind galten: „Damit wir zerschmettern mit wuchtigem Streich/die Feinde ringsum. Für Kaiser und Reich.“ Die Nägel dafür gab es gegen eine Spende, ein Mindestpreis war vorgegeben. Die Erlöse solcher Aktionen sollten der Unterstützung von Kriegsoffizieren, Witwen und Waisen oder Verwundeten zugute kommen – eine neue spektakuläre Form der Geldbeschaffung. Anstecknadeln, Postkarten, bunte Bilder und Urkunden bescheinigten dem Spender die patriotische Tat.

Genagelt wurde auf hölzerner Unterlage. Vorgebohrte Löcher markierten die Kriegswahrzeichen, die auf Nagelbildern dargestellt werden sollten: neben dem Eisernen Kreuz als häufigstem Motiv das deutsche Schwert, Wehrmänner, Adler, Soldaten, Gra-



Historische Postkarte; Sammlung Frank Henschel

naten und Kanonen, später sogar U-Boote. Auch an mancher Kirchentür entdecken wir heute noch Zeugnisse dieser Kriegsnagelungen. Besonders attraktiv aber waren Holzskulpturen, vielfach von namhaften Künstlern geschaffen. Da gab's Rolandfiguren und Ritter in voller Rüstung, Siegfried und Karl den Großen, an erster Stelle aber Generalfeldmarschall Paul von Hinden-

burg in vielfältiger Ausführung. Selbst Erzengel und Heilige waren nicht davor gefeit, mit Eisennägeln gespickt zu werden. Eine Symbiose besonderer Art: der zweieinhalb Meter große Heilige Mauritius in Jüterbog mit den Gesichtszügen Hindenburgs. Text auf dem Sockel: Gott mit uns.

Die meisten dieser Nagelungsobjekte sind inzwischen sang- und

klanglos verschwunden, vermoderten in Abstellkammern oder wurden im harten Kriegswinter 1944/45 zersägt und verbrannt. Der Nagelschild von Sacro blieb erhalten, weil man in dem kleinen Dorf die eigene Geschichte lebendig hält. Pfarrer Bodo Trummer hatte ihn eines Tages wohlverwahrt im Keller des Gemeindehauses entdeckt und weiterhin sorgfältig gehütet. Ihm zur Seite steht dabei Reinhard Natusch, Sacroer „Urgestein“ – der Familienname lässt sich im Familienbuch der Kirchengemeinde schon im 16. Jahrhundert finden. Er richtete auf seinem Hof ein Heimatmuseum ein und sammelt alles, was aus alten Tagen zu finden ist.

Ja, wie war das nun vor hundert Jahren, als der Sacroer Nagelschild entstand? Wir blättern gemeinsam in den gesammelten Gemeindeblättern des Kirchspiels Sacro (das sich damals noch mit „k“ schrieb). In der Ausgabe vom Dezember 1917 werden wir fündig. Da berichtet Pfarrer Werner Groß:



Gemeindeblatt der Kirchengemeinde Sacro, Dezember 1917; Archiv der Kirchengemeinde

„Am 11.11. wurde nach dem Gottesdienste auf dem Sacroer Kirchplatze am Kriegerdenkmale die Nagelung des Reformations- und Kriegsgedenkschildes begonnen. Die ersten Nägel schlugen ein: Pfarrer und Gemeindekirchenrat, der Amtsvorsteher und die Guts- und Gemeindevorsteher mit

den Schöffen, die Lehrer, die Vorstände folgender Vereine: Frauenhilfen Sacro, Naundorf, Bohrau; Kriegervereine Sacro, Naundorf, Bohrau; Feuerwehren Sacro, Jähnsdorf, Naundorf; Gesangverein Bohrau, Raiffeisenverein, Gewerbeverein, Jugendwehr, Jungfrauenverein. Die meisten sprachen dabei einen sinnreichen Denkspruch. Auch wurden die Teilnehmer photographiert. Danach nagelten noch zahlreiche Gemeindeglieder. [...] Auch mehrere Soldaten ließen vertretungsweise für sich nageln und bekamen jeder eine Ansichtskarte des Gedenkschildes übersandt. Es ist aber noch viel Platz frei!“

Im Herbst 1917 klingt nichts mehr nach dem Hurra-Patriotismus der ersten Kriegsmonate. Die vielen Todesanzeigen Gefallener im Gemeindeblatt sprechen eine andere Sprache. Mit geschönten Frontberichten lässt sich Siegeszuversicht nicht mehr beschwören. Das vierte Kriegsjahr hat begonnen. Hinter den Menschen liegt gerade der grausame „Steckrübenwinter“ 1916/17 mit Hunger und Kälte. Der Krieg zeigt nun auch im Heimatland seine furchtbaren Seiten, man will nichts mehr hören vom Säbelrasseln und sehnt sich nach verlässlichem Frieden.

Auch der Sacroer „Reformations- und Kriegsgedenkschild“ zeigt ein Schwert – es war von jeher Symbol für heldenhaften wie blutigen Kampf. Aber über dem Schwert liegt die Bibel, hält die Waffe gewissermaßen in Bann. Das genagelte Monogramm „ML“ auf dem Buchrücken weist sie als Lutherbibel aus. Die Jahreszahl 1917 und das Datum 31. Okt. stehen für den 400. Jahrestag der Reformation. Die Nägel sind inzwischen rostig, die Farbe auf dem Holz ist teilweise abgeblättert. Auf der Rückseite kleben die Reste einer Art Lieferschein der Firma Glas-

Anzeige

Treten Sie ein!
Jedes Pfarramt ist eine Kircheneintrittsstelle

Infotelefon 030 - 24 344 121
www.willkommen-in-der-kirche.de

EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

www.ekbo.de



Reinhard Natusch (links) und Pfarrer Bodo Trummer mit dem Sacroer Nagelschild; Foto: Eva Gonda

macher: 249 große schwarze Nägel, 845 kleine schwarze Nägel, 454 große Gold-Nägel, 1107 kleine Gold-Nägel, 212 schwarze Rundkopf-Nägel, 22 Rundkopf-Gold-Nägel. Wir haben die verwendeten Nägel auf dem Schild nicht gezählt. Es ist möglich, dass er nie vollendet wurde. Eine alte Postkarte aus der Sammlung Frank Henschel in Forst erinnert – wenn auch mit leicht verändertem Motiv – an den festlichen Akt vor hundert Jahren.

Auf jeden Fall – so vermeldet eine spätere Ausgabe des Gemeindeblatts – wurde der Gedenkschild Anfang Januar 1919 in der Kirche aufgehängt. Anlass war ein feierlicher Gottesdienst zur Begrüßung heimgekehrter Soldaten. „Die Kirche war reich mit Fichtengrün ausgeschmückt und so voll, wie sie wohl kaum jemals gewesen ist, was auch die Kollekte (für die arbeitslos gewordenen Kriegsteilnehmer) auswies: 34,15 M!, was bisher als Kirchenkollekte wohl noch nicht erreicht worden ist. Die Predigt über Psalm 107, 29-32 suchte den Heimkehrten ans Herz zu legen: Gott hat dich bewahrt vor vielen andern, nicht weil du es mehr verdienst hättest als die Gefallenen, sondern damit du fortan Gott dienst! Darum vergiß nicht, was er dir Gutes getan, und gedenke an deine Gelübde.“

Jetzt, hundert Jahre später, ist der Gedenkschild erstmals wieder in der Sacroer Dorfkirche zu sehen als Hauptanziehungspunkt in einer Ausstellung zum 500. Jubiläum der Reformation. Ein Besuch dort lohnt sich übrigens nicht nur in diesen Tagen. Sacros

unter Denkmalschutz stehendes Gotteshaus ist heute auch Kulturkirche, lädt zu Gottesdiensten und Andachten ebenso ein wie zu vielfältigen Kulturveranstaltungen, zu Konzerten und Sommertheater-Aufführungen. Und wer als Radler auf den ausgewiesenen Radwanderwegen daher kommt, findet in Sacro einen Ort der Ruhe und Besinnung, aber auch ganz praktische Tipps unter den Auslagen in der Kirche: die nächste Fahrradwerkstatt, Übernachtungsmöglichkeiten, übrigens auch im evangelischen Gemein-

dehaus neben der Kirche, Tourenpläne und Sehenswürdigkeiten der Region...

In Sacro ist man offen im Umgang mit der Vergangenheit und offen für die Gegenwart. Und das nicht nur im übertragenen Sinne: Zwei der Dorfkirchen, die Pfarrer Trummer in Forst-Nord betreut – Sacro und Eulo – öffnen von April bis Oktober täglich von 8 bis 18 Uhr ihre Türen. Für die anderen drei in Naundorf, Mulknitz und Horno verwalten die Kirchenältesten die Schlüssel und empfangen gern Besucher. —



Kriegsnagelung (Eisernes Kreuz) am Portal der Kirche St. Marien auf dem Berge in Boitzenburg (Uckermark); Foto: Martin Zobel

EIN GESPRÄCH MIT ALBRECHT HENKYS

„Verehrt, verklärt, verkehrt“

Merk- und Denkwürdigkeiten aus fünf Jahrzehnten Luther-Verehrung in der Berliner Nikolaikirche

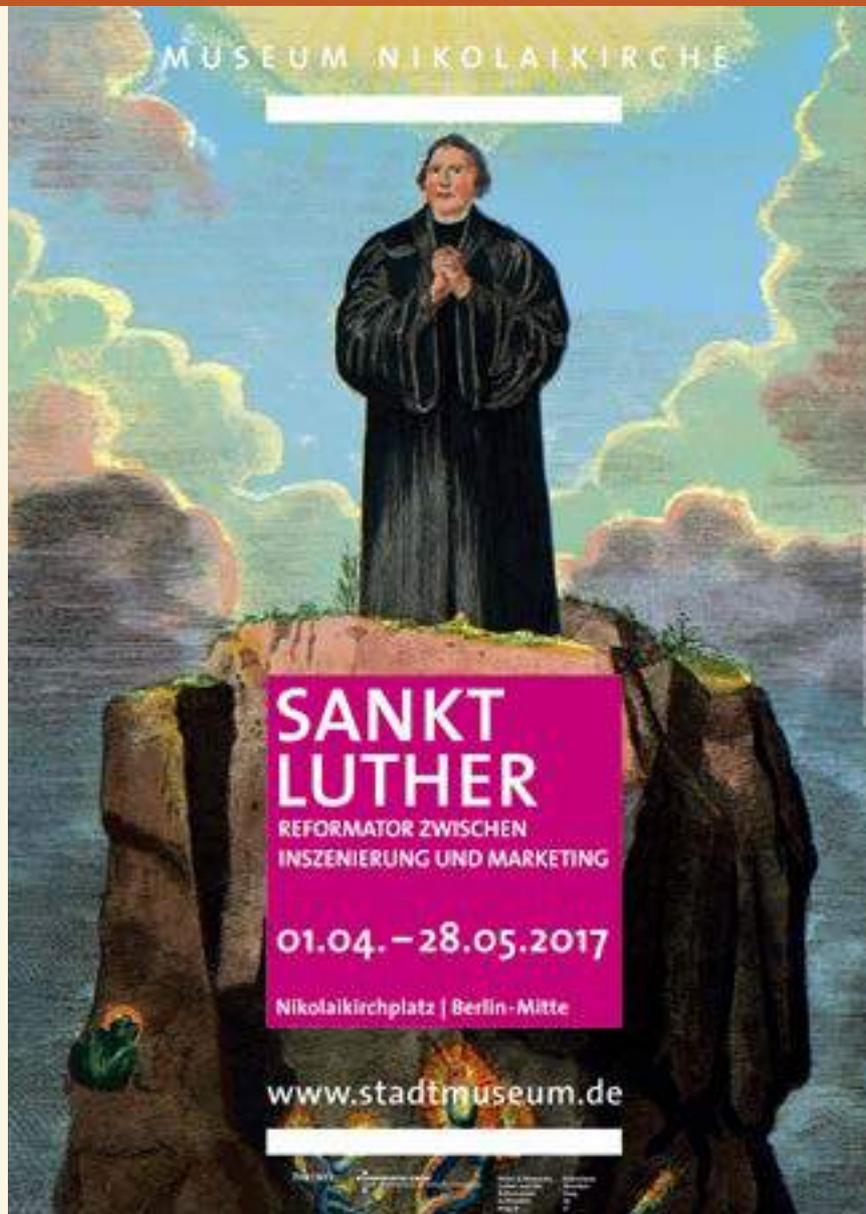
Als Mitarbeiter des Stadtmuseums Berlin ist Albrecht Henkys Kurator der Berliner Nikolaikirche und hat auch die Sonderausstellung „Sankt Luther“ kuratiert.

Mit Ausstellungen und einem Konzertzyklus in der Nikolaikirche wird sich auch das Stadtmuseum Berlin am Reformationsjubiläum beteiligen. Was erwartet den Besucher?

In der Tat ist es ein Bündel von gleich drei Angeboten, die die Besucherinnen und Besucher des Museums Nikolaikirche ab dem 31. März 2017 erwarten: Eine Sonderausstellung in der Sakristei, die Erschließung der nachreformatorischen Bildwerke im Kirchenraum sowie ein Konzertzyklus. Bei aller Unterschiedlichkeit sind alle drei Komponenten des Programms jedoch thematisch eng miteinander verbunden: Immer geht es um Überschneidungen, aber auch um Widersprüche und Ambivalenzen zwischen „neuer Lehre“ und traditionell geübter Praxis, mit denen „die Reformation“ verbunden gewesen ist. Diese heute so vereinfachend Reformation genannte Umwälzung erstreckte sich jedoch über eine ganze Epoche und schloss das Nachwirken von Elementen traditioneller Volksfrömmigkeit und die Adaption katholischer Musiktraditionen für den neuen Gottesdienst oder der Kirchengestaltung mit ein. Dies alles wird an authentischen Beispielen vorgeführt. Dabei steht das Gesamtprojekt im Verbund mit dem Kulturland-Brandenburg-Themenjahr und wurde von dort auch gefördert.

Ist die Reformationsepoche auch an der Ausstattung der Nikolaikirche abzulesen?

Ja, und zwar in einer ganz besonderen Weise. Nicht zufällig hat die Berliner Nikolaikirche aufgrund ihrer reichen Ausstattung an Memorialkunstwer-



Sankt Luther – Reformator zwischen Inszenierung und Marketing; Museum Nikolaikirche

ken schon früh die Bezeichnung „Pantheon der Berliner Geschlechter“ erhalten. Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert ließen sich hier Bürger und Hofbeamte kunstvolle Erbbegräbnisse einrichten und beauftragten dafür zumeist die Hofkünstler der Brandenburgischen Residenz. Gerade für die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts halten neben der Marienkirche in Frankfurt/Oder nur wenige andere Kirchen in der Mark qualitativ dem

Vergleich mit der historischen bildkünstlerischen Ausstattung der Berliner Nikolaikirche stand. Daher ist diese ein herausgehobener Bestandteil unseres Projekts: Ein selbstführender Sonderrundgang durch den Kirchenraum entlang einer Auswahl dieser programmatisch lutherischen Bildwerke wird auch durch zeitweilig zurückgekehrte Werke des ehemaligen Bestandes der Nikolaikirche ergänzt, die heute ihren Standort in der



„Luther-Reliquie“, 16./19. Jh., Sammlung Stadtmuseum Berlin; Foto: Michael Setzpfandt

Berliner St. Marien-Kirche haben. Als kleine Hilfe zur besseren Lesbarkeit dieser Kunstwerke und ihrer theologischen, kunst- und stadtgeschichtlichen Bezüge wird jedem Besucher eine kostenlose Broschüre angeboten. Nicht zuletzt dieses verdanken wir auch einer großzügigen Förderung durch die Evangelische Landeskirche (EKBO).

Die Sonderausstellung in der Sakristei steht unter dem etwas überraschenden Titel „Sankt Luther“. Sie kündigt dafür auch die Präsentation einer „Luther-Reliquie“ an. Würden mit Martin Luther in der protestantischen Kirche nicht sowohl die Heiligenverehrung als auch der Reliquienkult abgeschafft?

Diese kleine, jedoch aufgrund spektakulärer Exponate und Geschichten gewiss auch feine Sonderausstellung knüpft an die Inhalte und Hintergründe des Wittenberger Thesenanschlags im Oktober 1517 und somit an das datumgebende Ereignis für unser Reformationsjubiläum an. Ausgehend vom spätmittelalterlichen Reliquienkult und dessen Verbindungen mit dem grassierenden Ablasswesen zeigt die Ausstellung, wie fließend auch nach der Ausbreitung der Reformation die Grenzen zwischen gelebter Tradition und neuer Lehre gewesen und noch lange geblieben sind. Menschliche Grundbedürfnisse, wie das nach Idolen, Schaulust und Berührungsdrang oder der Suche

nach Verbildlichung des Abstrakten haben selbst die Verehrung Luthers über Jahrhunderte begleitet und wieder auch „Reliquien“ oder manch andere Verirrungen hervorgebracht. Der legendäre, immer wieder erneuerte Tintenfleck in der Lutherstube auf der Wartburg oder die Geschichte um das angebliche Lutherbett in Coburg, dessen Holzsplitter gegen Zahnschmerzen helfen sollten, seien nur als besonders populäre Beispiele genannt. Unter dem Motto „verehrt, verklärt, verkehrt“ lässt sich der Bogen leicht über fünf Jahrhunderte der Luther-Verehrung bis in die heutige Jubiläumsgegenwart schlagen. An Merk- und Denkwürdigkeiten fehlt(e) es dabei nicht.

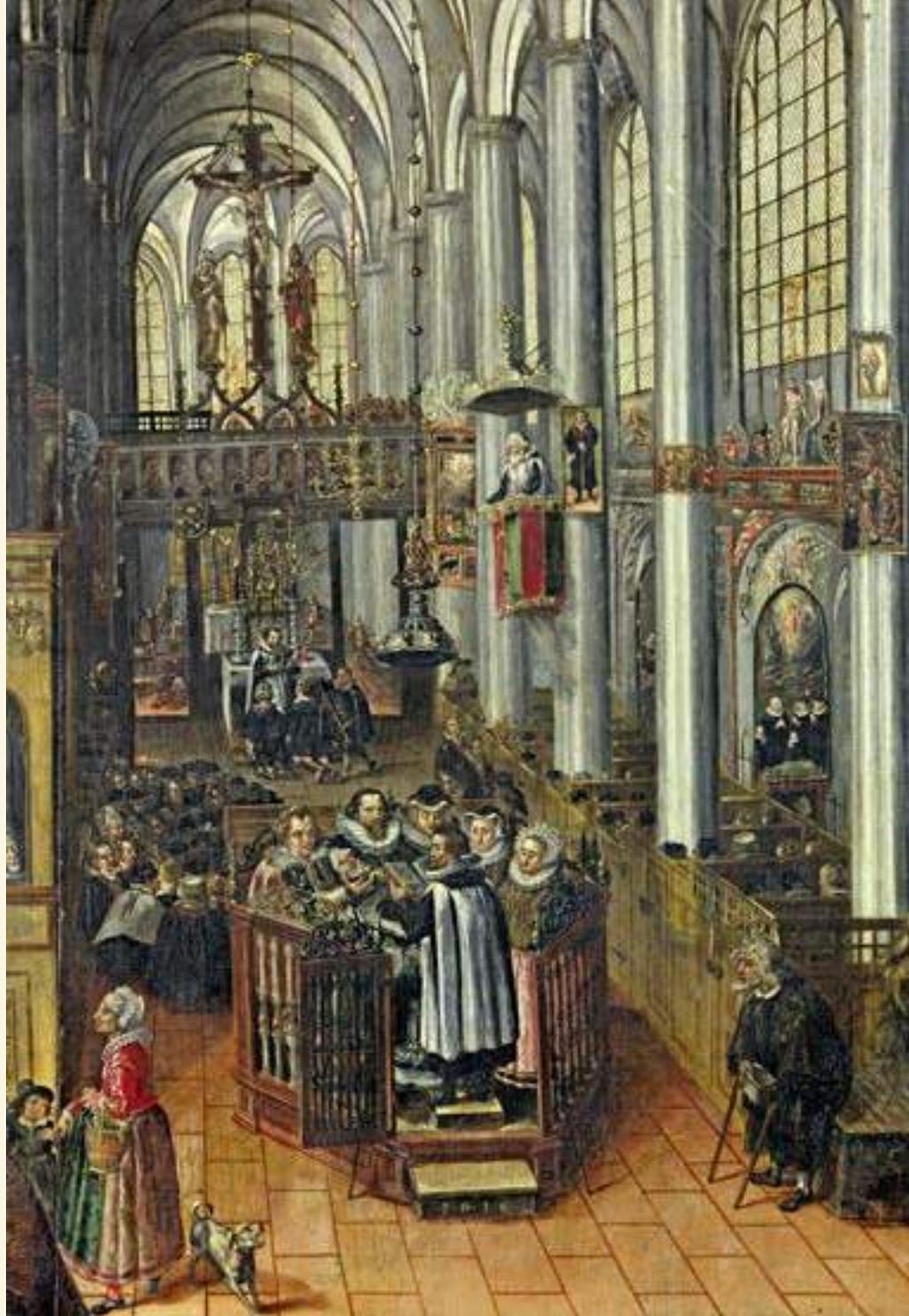
Anzeige

Schafft sich jede Epoche ihr eigenes Lutherbild?

Um das heutige Lutherbild wird ja gerade angesichts des großen Jubiläums seit Jahren ganz engagiert gerungen und gestritten. Insofern unterscheiden sich diese aktuellen Diskussionen glücklicherweise ganz erheblich von der Luther-Rezeption der vergangenen Jahrhunderte, in denen Luther oft als Projektionsfläche jeweiliger (kirchen)politischer Interessen erhalten musste oder sogar missbraucht wurde. Auch dazu hält unsere Ausstellung einige signifikante Beispiele bereit. Sie gipfeln in der Vereinnahmung Luthers für deutsch-nationale Ideale und den Durchhaltewillen im I. Weltkrieg. Aber auch die Idealisierung, manchmal geradezu an „Heiligsprechung“ erinnernde Verehrung Luthers trieb zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert allerlei merkwürdige Blüten.

Welche Geschichte steckt hinter dem Merseburger „Luther-Mantel“ und einem kleinen Stück Atlasstoff aus den Beständen des Stadtmuseums?

Das Stück Atlasstoff, dieses kleinste Objekt unserer Ausstellung, bildet gleichzeitig ihren Höhepunkt. Es wurde sogar titelgebend: In den reichen Sammlungen des Stadtmuseums Berlin fand es sich, aufgenäht auf ein beschriftetes Papier. Neben der Beschriftung „Luther-Reliquie“ sind dort auch die Hintergründe seiner Herkunft verzeichnet, die sich inzwischen als zutreffend erwiesen haben: Die „Reliquie“ stammt aus jenem Messgewand, das Luther im Jahre 1545 für seine Weihe des ersten evangelischen Merseburger Bischofs, Georg III. von Anhalt, angelegt hatte. Und damit nicht genug: Die Kasel wurde vermutlich eigens für diesen Anlass aus einem „Fürstenstoff“ gefertigt. Und zwar aus dem violetten Seidenatlas eines vormaligen fürstlichen Zeremonialgewandes, das dem Domstift zu Merseburg vom Hause Anhalt (vielleicht sogar für diesen Anlass?) gestiftet worden war. Die Datierung des auf die Kasel genähten Besatzes, ein gesticktes Kruzifix aus der Zeit um 1545, erhärtet diese Annahme. Offenbar sollte das herausgehobene Gewand der Glaubwürdigkeit der Weihezeremonie auch von „katholischer“ Seite dienen und Luther als einen geweihten Priester ausweisen. Aber die Geschichte geht weiter: In den Merseburger Inventaren wird die Luther-Kasel bereits früh als solche benannt, jedoch bereits bald nach Beginn des



Gedächtnisbild für Johann und Caritas von Kötteritz, 1616 (Ausschnitt); Leihgabe der Ev. Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien Berlin; Foto: Michael Setzpfandt

19. Jahrhunderts als „unbrauchbar“ bezeichnet. Also muss spätestens im 18. Jahrhundert schon damit begonnen worden sein, das Gewand – am Ende fast bis zur Unkenntlichkeit – in „Partikel“ zu zerlegen. Dies geschah offenbar nicht nur im Wissen, sondern vermutlich sogar auf Betreiben der Merseburger Domverwalter. Wie anders ist es zu erklären, dass trotz der fortdauernden Bewahrung des Gewandes vermutlich hunderte sorgfältig zertifizierter „Schnipsel“ davon in Umlauf kamen? Leider nur einen weiteren habe ich gesehen. Er ist

in gleicher Weise auf Papier genäht, hier jedoch als „Luther-Andenken“ bezeichnet. In beiden Fällen scheinen ausgewählte Persönlichkeiten oder Besucher beschenkt worden zu sein... Was nun den Zusammenhang zu unserem Ausstellungstitel betrifft, steht unsere Luther-Reliquie stellvertretend für das „Sankt“, ihre Herkunft – zugegeben etwas salopp formuliert – für die „Inszenierung“ und die vermuteten Umstände ihrer Verbreitung für „Marketing“ im Sinne einer Standortwerbung für Merseburg als Lutherstätte. Dennoch hebt sich



Bibel des Hans Plock (um 1490 bis 1570); Stadtmuseum Berlin; Foto: Carl Habetur

dieses Objekt in seiner Exklusivität und Authentizität aus den eher volkstümlichen Andenkenreliquien heraus. Nun wird es erstmals präsentiert und in seinen historischen Zusammenhang gestellt. Auch das heute oft schamhaft als „Luther-Mantel“ bezeichnete Messgewand, aus dem es stammt, wird in der Ausstellung zu sehen sein. Leider wurde es in den letzten Jahren – nun abermals bis zur Unkenntlichkeit – restauriert...

Welche weiteren Höhepunkte können Sie für Ihre Ausstellung ankündigen? Vielleicht noch ein paar weitere Beispiele zum Thema Ablasshandel und Reliquienkult: Wir zeigen das „Halle-sche Heiltumbuch“ Kardinal Albrechts von Brandenburg von 1520, eine Art Katalog seiner Reliquiensammlung, mit dem er seine Heiltumweisungen befördern wollte. Darin in Abbildung und Beschreibung auch ein Reliquiar in Form eines „Perlenengels“, der – neben vielen anderen Stickereien – vom Perlensticker Hans Plock für Albrecht angefertigt worden war. Hans Plock wandte sich dann aber von sei-

nem Dienstherrn ab und den Lehren der Reformatoren zu. Seine zweibändige Luther-Bibel, die er 1541 erwarb, stattete er über 30 Jahre lang kostbar aus. Neben seinen Kommentaren zum Bibeltext finden sich darin auch umfassende tagebuchartige Einträge und Reflexionen, vor allem aber fügte Plock zahlreiche Kunstwerke seiner

Zeit – darunter auch vier Zeichnungen seines Freundes und Kollegen Matthias Grünewald – in seine Bibel ein, die er dann aber seinen eigenen künstlerischen Gestaltungen unterwarf. Auch dieses einzigartige Zeugnis des Lebens und Denkens der Reformationszeit wird zu sehen sein. Auf einem Bildschirm kann man

Ausstellung „St. Luther. Reformator zwischen Inszenierung und Marketing“

Vom 1. April bis zum 28. Mai täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet
 Museum Nikolaikirche / Nikolaikirchplatz / 10178 Berlin
 Infoline: 030-24002-162 / www.stadtmuseum.de/sankt-luther

Konzertzyklus zum 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag – Aus Johann Crügers Notenschrank

25. + 26. + 27. Mai 2017 jeweils um 20 Uhr und um 22 Uhr
 Museum Nikolaikirche / Nikolaikirchplatz / 10178 Berlin
 Eintritt frei, Reservierung erforderlich unter 030-24002-162,
www.stadtmuseum.de/veranstaltungen

sogar darin blättern. Und als drittes, nun ganz brandenburgisches Beispiel zeigen wir auch jene Bischofskassel, mit der Matthias von Jagow am 1. November 1539 in der Nikolaikirche zu Spandau die Reformation in Brandenburg einführte.

Bewegt sich auch das diesjährige Reformationsjubiläum „zwischen Inszenierung und Marketing“?

Zumindest im Sinne moderner PR- und Vermarktungsstrategien natürlich ja! Auch die lokalen oder Landeskirchen stellen sich auf diese neuen Wege der Öffentlichkeitsarbeit ein. Über gelegentliche Geschmacksverirrungen oder Verwirrungen will ich hier nicht urteilen, aber manche davon mussten einfach Bestandteil unserer Ausstellung werden. Bei aller Ironie werden aus meiner Sicht auch heute (wieder) Grenzen überschritten. Dabei meine ich nicht nur die Nähe zwischen Andenken und „Reliquien“, auch Badeentchen im Lutherrock oder die inzwischen legendäre Playmobil-Figur müssen offenbar sein. Aber auch ernstere Angebote lassen sich hinterfragen: Wenn es beispielsweise unter dem Motto „Luther fühlen“ auf den Pilgerweg geht, ist es zum Heilsversprechen nicht mehr weit. Für das Leibeswohl sorgen dann wieder die Andenkenshops: Am besten man packe sich etwas Luther-Brot und zur Verdauung ein Fläschchen Luther-Likör mit ein... Insgesamt aber steht das Reformationsjubiläum 2017 bei allem Trash und Trubel doch erfreulicherweise ganz im Zeichen einer (selbst)kritischen Auseinandersetzung und der weltumspannenden Ökumene.

Im Rahmen einer Konzertreihe wird auch der Notenschrank des Nikolai-Kantors Johann Crüger geöffnet, der u. a. auch die meisten der heute noch gern gesungenen Kirchenlieder von Paul Gerhardt vertonte. Haben wir es bei diesen Konzerten mit einer originär protestantischen Tonsprache zu tun?

Überraschenderweise nein: In einer überlieferten handschriftlichen Liste hatte der berühmte Nikolai-Kantor Johann Crüger jene Notenbestände aufgeführt, die ihm für den Gebrauch im lutherischen Gottesdienst zur Verfügung standen. Dass sich darunter nicht nur klassisch protestantische Werke, sondern auch „altkatholische“ sowie sogar einige der in dieser Zeit hochmodernen Messkompositionen aus dem katholischen Italien befanden, macht die Freiheit deutlich, mit der man auch diese Werke für den eigenen Gottesdienst adaptierte. Insofern gilt meine Antwort auf Ihre Frage natürlich nicht den Liedvertonungen Crügers, denn lutherischer als die von Paul Gerhardt könnten Lieder nicht sein. Neben Werken aus der vorher genannten Notensammlung wird jedes der Konzerte daher mit einem Crüger-Choral abgeschlossen. Dank der Förderung durch das Land Berlin wird diese ganz auf den Ort bezogene musikalische Zeitreise in die Musikpraxis des 17. Jahrhunderts am 25., 26. und 27. Mai kostenlos zu Gehör gebracht. Allerdings ist allen Interessenten zu empfehlen, sich vorher Freitickets zu reservieren. —

.....
Mit Albrecht Henkys sprach
Bernd Janowski.
.....



Souvenir zum 500. Reformations-Jubiläum; Foto: www.verlagambimbach.de

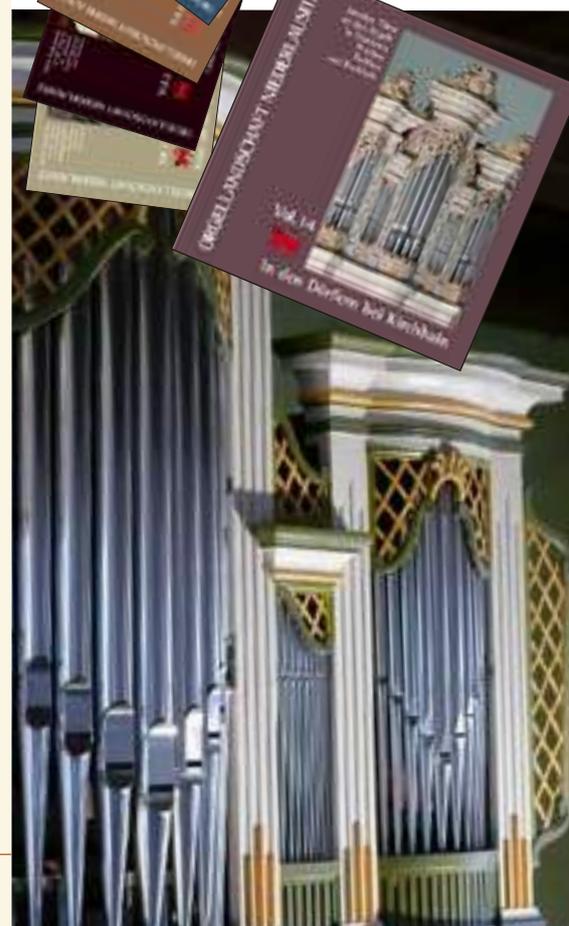
„Verehrt, verklärt, verkehrt“



»...eine der
am besten
dokumentierten
Orgellandschaften
Europas.«



NEU



HANS KRAG

Aller guten Dinge sind drei...

Erfolgsgeschichten aus dem Landkreis Teltow-Fläming

Dr. Hans Krag ist Vorstandsmitglied und Regionalbetreuer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.



Dorfkirche Waltersdorf (Teltow-Fläming), Blick in den Altarraum; Fotos: Hans Krag

Ziel des Förderkreises Alte Kirchen (FAK) ist, gefährdete alte Kirchen, vor allem Dorfkirchen, zu erhalten oder gar zu retten. Das bedeutet, dass ständig Bauprojekte verhandelt werden – und die kosten Geld. Dabei reicht das Budget des FAK aus Spenden und Kollekten nur für geringe Finanzzuschüsse, niemals für die Gesamtsanierung einer Kirche. Das gibt Frust, daneben aber auch Lust: wenn durch den FAK größere Hilfsbeträge von anderen Institutionen mobilisiert werden können, nicht erteilte Baugenehmigungen plötzlich revidiert werden oder zuvor desinteressierte Dorfgemeinschaften sich auf einmal für die Kirchenrettung engagieren und die Verbindung zum FAK halten.

Von drei derartigen Fällen aus dem Kreis Teltow-Fläming möchte ich berichten.

Waltersdorf.

Über die Erweckung von Waltersdorf aus dem Dornröschenschlaf konnten wir schon einmal berichten (vgl. OK 2014). Einstmals als „sterbendes Dorf“ tituliert, war seine Kirche mit ihrer wertvollen Barockausstattung dem Verfall preisgegeben. Seit 2008 engagiert sich der FAK für dieses Schatzkästlein. 2009 erschien der erste Zeitungsartikel mit Bild, 2010 schrieb ein Bewohner des benachbarten Niebendorf, das wie Waltersdorf einst derselben Gutsherrschaft gehörte, eine Folge über die

Geschichte beider Dörfer. 2010 sammelte der FAK die ersten Spenden und 2011 wurde mit seiner Hilfe nach zweimaligem Anlauf ein Förderverein zur Sanierung der Kirche gegründet. Allein der erste Bauabschnitt (Reparatur des Balkenwerkes, neues Dach, Schwamm- und Insektenbekämpfung, Sanierung des Mauerwerks und der Gesimse) sollte 200.000 Euro kosten – und das für ein Dorf von 90 Einwohnern! Die anschließende Rettung der kostbaren Innenausstattung käme noch hinzu. Wie sollte das ohne externe Hilfe gehen? Im Dorf war man sehr pessimistisch, weshalb dringend ein paar Anfängerfolge her mussten. Der Tag des offenen Denkmals war ein erster Anlass, Kirchenführungen zu organisieren und 2013 erreichte der



Dorfkirche Niebendorf (Teltow-Fläming), Innenraum nach Osten

FAK beim Landkreis, dass an der zwei Kilometer entfernten Hauptstraße ein touristischer Wegweiser zur Dorfkirche aufgestellt wurde. Nun kamen vermehrt Besucher, auch Reisegruppen, und der Spendenkorb wurde voller. Nachdem der RBB zur Weihnachtszeit eine Reportage über die Kirche gebracht hatte, besuchten zusammen mit dem FAK Vertreter der Deutschen Stiftung Denkmalschutz Waltersdorf und publizierten einen großen Bericht in ihrer Zeitschrift „Monumente“. Das war der Durchbruch. Es wurde von den Lesern so viel gespendet, dass der erste Bauabschnitt geplant werden konnte. Aber es schien vernünftiger, nicht nur das Dach, sondern auch die wunderbar ausgemalte Decke, die an den Dachbalken befestigt ist, in diesen Bauab-

schnitt mit aufzunehmen. Dafür wurde zusätzlich Geld gebraucht. Die Landeskirche lehnte weiterhin eine Hilfe ab; aber die Zuschüsse eines Lions Clubs, vom FAK, von vielen Einzelspendern halfen; die Gemeinde Lebusa (Elbe-Elster) stellte ihre große Kirche mit der Silbermann-Orgel für ein Konzert von Professor Joachim Dorf Müller zur Verfügung, einem renommierten Kirchenmusiker aus Münster / Westf. Pfarrer Scholz sammelte in anderen Kirchen seines Sprengels – aber viel Weniges ergab dennoch nicht das notwendige Viel. Ein Lottogewinn hätte gutgetan. Eine Chance bot das Förderprogramm der EU für die Entwicklung ländlicher Regionen. Die Vergabe dieser Fördermittel erfolgt durch das Landwirtschaftsministerium nach Empfehlung

von Lokalen Aktionsgruppen (LAG). Die Mitglieder der zuständigen Gruppe waren nicht unbedingt kirchennah und es gab genügend Anträge für andere Projekte. Jedoch konnte der FAK in persönlichen Gesprächen eine Mehrheit davon überzeugen, dass unser Projekt „Kulturdreieck Fläming“, das Aktivitäten der Schwesterkirchen Niebendorf und Waltersdorf sowie des Künstlerhauses Schloss Wiepersdorf kombinieren soll, sich positiv in der Region auswirken würde. Der Antrag auf Förderung der Gesamtanierung von Waltersdorf wurde im Herbst 2016 genehmigt und nun kann endlich mit den Arbeiten außen und innen begonnen werden – ein freudiges Ereignis, an das vor acht Jahren kaum jemand geglaubt hatte! Und noch eines: Die Kirche hilft sich sogar selbst. Bei archäologischen Untersuchungen vor Baubeginn wurden zahlreiche Münzen aus der Zeit um 1625 gefunden, der Zeit eines Umbaus. Bei günstigem Wechselkurs ergibt das vielleicht noch einen Finanzausschuss...

Niebendorf.

Die kleine turmlose Feldsteinkirche aus dem 13. Jahrhundert steht nicht nur mitten im Dorf, sondern auch mitten in der Dorfgemeinschaft. Was auch immer die Zeiten brachten, die Dorfbevölkerung blieb ihrer Kirche treu. So konnten auch in der DDR Sanierungsmaßnahmen durchgeführt werden: Mauerverfugung, Dacherneuerung, neues Gestühl. Das war wohl nur wegen der einzigartigen barocken Ausstattung möglich, und weil die Kirche in dem einen Kilometer entfernten Heinsdorf aufgegeben werden musste. 2007 schrieb das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege in einem Gutachten: „Die Ausstattung ist von überdurchschnittlich guter Qualität und zeichnet sich durch reich geschnitztes Akanthusblattwerk, gewundene Weinlaubsäulen, Schnitzfiguren und zahlreiche gemalte Darstellungen an Altar, Kanzel und Decke aus. (...) Die historische Bausubstanz hat sich hier zwar schadhaf, aber dennoch außergewöhnlich authentisch bewahrt.“ 2008 beschloss der Gemeindegemeinderat, eine Innensanierung „anzustreben“. Das war vorsichtig ausgedrückt, denn, wie immer: Es fehlte das Geld. Man ging auch entsprechend vorsichtig vor und restaurierte immer nur einzelne Ausstattungsstücke, so dass die jeweils anfallenden Kosten überschaubar blieben und die überall bean-

tragten Fördergelder bescheiden aus-sahen. Dazu kamen Eigenleistungen der Dorfbewohner. Dabei fand man im Schutt von 100 Jahren die Torsi und einige Gliedmaßen von zwei Taufengel, was eine spätere Restaurierung möglich machte. In vielen kleinen Schritten wurden nun die einzelnen Ausstattungsstücke restauriert, wobei sich viele Institutionen, darunter auch der FAK und von ihm vermittelte Spender, beteiligten: 2009 der Altar, 2010 die Kanzel und mit Hilfe einer privaten Großspende der Guss einer neuen großen Glocke, 2011 der Taufengel und die Deckengemälde, 2012 die Taufe, 2013 die Emporen, 2014 die Patronatsloge und 2015 endlich wurde die Wandmalerei in der Apsis hinter dem Altar freigelegt. 2016 konnten die Sanierungsarbeiten abgeschlossen werden. Das ganze Dorf, dessen Bewohner ständig mit Spenden, Veranstaltungen und engagierter Arbeit mitgeholfen hatten, hatte im November seinen Festtag und feierte sich selbst und sein Werk, das über die Jahre insgesamt 170.000 Euro gekostet hatte.

Märkisch Wilmersdorf.

Das kleine Dorf bei Trebbin hat gut 200 Einwohner. Die Kirche wurde Anfang des 18. Jahrhunderts anstelle eines älteren Baus errichtet und seit 1928 nicht mehr renoviert. Aufsteigende Feuchtigkeit, eine Turmneigung, die das Dach auseinanderzog, undicht machte und in der Konsequenz daraus faulende Dachbalken ließen den Bau zu einem akuten Sanierungsfall mit Einsturzgefahr werden. 2004 waren mit Hilfe des Kirchenkreises Notreparaturen am Turm durchgeführt worden; weitere Hilfe lehnte der kirchliche Bauausschuss jedoch ab; die Kirche war nur in die unterste Dringlichkeitsklasse III eingestuft. Dies bedeutet Absicherung des Ist-Zustandes, aber keine Sanierung. So bildete sich 2005 der „Förderverein Dorfkirche Märkisch Wilmersdorf e. V.“, dem auch der FAK beitrug. Nun war Fantasie bei der Geldbeschaffung gefragt. Presseartikel erschienen, Dorffeste erbrachten kleinere Beträge, der FAK bettelte (erfolglos) bei der „großen Schwester“, dem Kirchenkreis Berlin-Wilmersdorf. 2010 konnte die Kölner Kantorin Melanie Noske-Herzog für ein Benefiz-Orgelkonzert gewonnen werden. Es blieb mühevoll, doch das notwendige „große Geld“ war auf diese Weise nicht zu verdienen. Unbedingt war eine Hochstufung der Kirche zu erreichen, um an

Mittel aus dem Staatskirchenvertrag zu kommen. So wandten sich 2011 der FAK und seine Stiftung Brandenburgische Dorfkirchen, unterstützt von der Stiftung zur Bewahrung kirchlicher Baudenkmäler in Deutschland (KiBa), direkt an die Synode des Kirchenkreises und erreichten tatsächlich die Hochstufung der Kirche von Kategorie III auf II. Gleichzeitig erhielt das Bauprojekt einen großen Schub durch eine großzügige Spende des Kölner Galeristen Michael Werner, der das Schloss in Märkisch Wilmersdorf gekauft und saniert hatte. Es bildet mit der Kirche das historische Zentrum des Dorfes. Weitere Spenden kamen von den beiden Stiftungen, dem Lions Club und durch zahlreiche Veranstaltungen in der Kirche. 2012 wurden dann Mittel aus dem Staatskirchenvertrag zugesagt. 2014 organisierte der FAK ein weiteres Benefizkonzert mit Prof. Dorf Müller. Zwischen all diesen Aktivitäten tagte der Förderverein stets bei der Ortsvorsteherin Sylvia Zimmermann, die ihr Haus gastfreundlich zur Verfügung stellte. Nun konnten die Dachkonstruktion erneuert, die Mauern getrocknet und das Dach neu gedeckt werden. Die Aktivitäten im Dorf gingen weiter: Der Galerist Werner stellte ein Gemälde zur Versteigerung zur Verfügung, Pfarrer Michalsky organisierte Stummfilmabende mit Orgelbegleitung, Erntedankfeste und andere

Veranstaltungen. Ein Arzt aus Wetzlar holte die FAK-Ausstellung „Gefährdete Schönheit – Dorfkirchen in Brandenburg“ in sein Ärztezentrum und sammelte Spenden. So konnte 2016 dann auch der Außenputz der Wände erneuert werden – die Kirche ist nun gerettet. Im Oktober 2016 fand ein Festgottesdienst zum Erntedankfest und zum Abschluss der Bauarbeiten statt. Ein Bauvolumen von fast 200.000 Euro wurde gestemmt! Den größten Beitrag hat aber Pfarrer Michalsky geleistet, der insgesamt fünf Kirchen seines Sprengels und das Pfarrhaus saniert hat. Nun geht er zufrieden in den Ruhestand – unsere besten Wünsche begleiten ihn.

Der Förderkreis Alte Kirchen konnte bei diesen drei Sanierungsvorhaben, von denen zwei zu Anfang hoffnungslos aussahen, maßgeblich mitwirken, und zwar nicht nur durch seine verhältnismäßig kleinen Finanzhilfen, sondern vor allem durch seine Vermittlung anderer Geldgeber und durch Ideen. Er ist also weit mehr als ein Geldsammler und -verteiler, was oft übersehen wird. Aller guten Dinge sind drei – nicht nur drei restaurierte wunderschöne Dorfkirchen, sondern auch drei wesentliche Elemente für eine Sanierung: Engagement, Fantasie und Ausdauer. Etwas Glück dabei kann auch nicht schaden, dann kommt das Geld (fast) von selbst. —



Dorfkirche Märkisch Wilmersdorf von Südwesten

RUDOLF BÖNISCH

Was uns der Zettel aus der Orgel (nicht) verrät

Malte Michael Adolph Siebenhaar aus Wittenberg Fläming-Kirchen aus?

Rudolf Bönisch ist Diplom-Geologe. Er ist Initiator und Leiter zweier Niederlausitzer Orgelmusikreihen. In der verbleibenden Zeit beschäftigt er sich mit kirchlicher Kunst.



Bergwitz, Empore



Klitzschena, Empore



Waltersdorf, Empore



Niebendorf, Gestühl

Über zwei Kirchen im Niederen Fläming ist in letzter Zeit viel berichtet worden. Gemeint sind die Kirchen in den nur drei Kilometer voneinander entfernten Dörfern Waltersdorf und Niebendorf mit ihrer einheitlichen barocken Ausstattung, den farbenprächtigen Holzdecken sowie der besonderen Herkunft der Bildprogramme. Die Erhaltung dieser Kunstwerke und deren Restaurierung war Ende 2016 in der Niebendorfer Kirche abgeschlossen; an und in der Waltersdorfer Kirche wird noch gebaut.

Oft stellt sich die Frage nach den Tischlern und Bildschnitzern, den Fass- und Kunstmalern, die diese Kirchen ausstatteten. Hier jedoch war man bislang der Meinung, dass alles bekannt

sei. Aber ist dem wirklich so? Der Dorfkirchenhistoriker Dr. Jan Feustel (1951-2009) formulierte über die Kirche von Waltersdorf: „... und von diesen allerprächtigen Malerarbeiten kennen wir ausnahmsweise auch den Meister und das exakte Datum, denn beim Abbruch der alten Orgel 1923 wurde ein Zettel gefunden: *Verfertigt mit der Mahler Arbeit von Joseph Gerlach 1754, den 17. Juni.*“. Daraus schließt Carola Nathan in „Monumente“ 5/2013: „Für die tonnengewölbte Decke wählte Joseph Gerlach Motive aus der Offenbarung des Johannes.“ Im Dehio für Brandenburg (2012) wird ausgeführt: „Innen hölzerne Flachtonne, 17. Jh. Prächtiges Deckengemälde inschriftlich 1754 von J. Gerlach ...“. Und in der Bestands-

erfassung der Taufengel in Brandenburg (2013) steht zu Waltersdorf: „Zur einheitlich barocken Ausstattung der Kirche mit Altaraufsatz, Kanzel, Patronatsgestühl und Emporen gehört auch die von J. Gerlach 1754 äußerst reich ausgeführte, figürliche Deckenmalerei.“ Aber war wirklich Joseph Gerlach der Maler der Decke? Und warum sollte die Kirche erst 1754 und damit vergleichsweise spät ausgemalt worden sein? Wie erklärt sich, dass auch die Niebendorfer Kirche eine sehr ähnliche künstlerische Ausgestaltung zeigt? Hat eine barocke Malerwerkstatt beide Kirchen gestaltet und damit die vielen Gemälde an den Altären und Kanzeln geschaffen und die Brüstungen an Emporen, Logen und am Gestühl bemalt?



Niebendorf, Holzdecke im Chorraum mit Engeln



Waltersdorf, Holzdecke mit Gotteslamm



Rackith, Holzdecke mit Engel



Klitzschena, Holzdecke über dem Altar

Im Rahmen von Untersuchungen zum Einfluss reformatorischer Malerei auf die Kirchen der näheren und weiteren Umgebung besuchte der Verfasser in den vergangenen Jahren zahlreiche Kirchen im Wittenberger Gebiet und im Fläming. Dabei konnte festgestellt werden, dass es mit Ausnahme des direkten Wirkens der Cranach-Werkstatt (z. B. in Kemberg und Dessau) von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts fast keine Ausstrahlung evangelischer Bildprogramme in die Kirchen der Region gab. Altäre, Kanzeln, Epitaphien und Emporen sind dagegen mit Bildwerken nach Vorlagen flämischer und niederländischer Druckgrafik geschmückt. Wohl die einzige Ausnahme ist der in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wirkende Wittenberger Maler Johann Amberger, der in Schleesen das Abendmahlsgemälde Cranachs mit dem am Tisch sitzenden Martin Luther vom Reformationsaltar der Stadtkirche Wittenberg kopierte.

Bei diesen Kirchenbesuchen fand der Verfasser aber auch Kirchen, die in

der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast gänzlich von einem Maler ausgestattet wurden. So wurden in Rackith, Klitzschena und Bergwitz die Bilder an den Altaraufsätzen und den Kanzeln sowie die Gesamtgestaltung der Holzdecken und Emporenbrüstungen von dem Wittenberger Maler Michael Adolph Siebenhaar geschaffen. Auf der Rückseite des Altaraufsatzes in Rackith ist zu lesen: *Anno 1730 ist dieser Altar und Decke von Michael Adolph Siebenhaar gemahlet worden.* Diese vollständigen Kirchengestaltungen von nur einer Malerwerkstatt im Gebiet südlich von Wittenberg gibt es in Brandenburg und in der Niederlausitz nicht. Insofern stellen sie eine beachtenswerte Besonderheit dar.

Michael Adolph Siebenhaar wurde am 18.3.1691 in Staßfurt geboren und wuchs in Magdeburg auf. Am 18.4.1715 immatrikulierte er sich an der Universität Wittenberg. Ein Jahr später, am 21.3.1716, wurde er als Kunstmaler der Universität angestellt. Er porträtierte Hochschullehrer

und angesehene Bürger der Stadt. Seine Zeichnungen waren Vorlagen für Kupferstecher. Neben dieser Tätigkeit führte er auch kirchliche und private Aufträge aus. So hatte er sich unter anderem mit Deckenmalereien in Kirchen einen Namen gemacht. Der Maler arbeitete u. a. in den Dorfkirchen Seegrehna, Bergwitz, Rackith, Klitzschena und Globig und in der Stadtkirche Kemberg in der näheren Umgebung von Wittenberg. Michael Adolph Siebenhaar starb am 15.6.1751 in Wittenberg.

Die fast komplette Ausführung der Malerarbeiten einer Kirche und der Stil der biblischen Bilder an Altären und Kanzeln sowie der Muster an Emporenbrüstungen und Holzdecken legen eine Verbindung zu den Kirchen im Niederen Fläming, speziell zu Niebendorf und Waltersdorf, nahe. Es zeigen sich verblüffende Ähnlichkeiten! Damit kann postuliert werden, dass der für seine einheitlichen Kirchengestaltungen gelobte Michael Adolph Siebenhaar auch diese Dorfkirchen ausgemalt hat. Wie

lässt sich diese These nun trotz Fehlens schriftlicher Quellen absichern?

Die Bilder an den barocken Altären und Kanzeln mit den Themen Abendmahl, Kreuzigung, Auferstehung Christi und die Darstellung der Evangelisten basieren auf druckgraphischen Vorlagen von Heinrich Aldegrever, Hieronymus Wierix, Jan Sadeler, Adam Schelte Bolswert und anderen, ein übliches Vorgehen in der barocken Malerei. Der Stil der künstlerischen Umsetzung lehnt sich stark an die Vorlagen an. Das ist z. B. an dem kurzstrahligen nimbusähnlichen Kranz um den Kopf von Christus bei den Abendmahl- und Evangelisten-Bildern zu erkennen. Die Ornamentik mit Banelwerk auf den bemalten Brüstungsfeldern der Emporen hat einen sehr hohen Wiedererkennungseffekt. Auch die Engel mit Spruchbändern und Palmenzweigen und die großflächigen biblischen Bilder an den Bretterdecken der Kirchen bei Wittenberg und im Niederen Fläming sind einander sehr ähnlich. Die Darstellung von Gottvater in Waltersdorf und Klitzschena ist fast identisch. Besonders die „Wolkenlöcher“ für das himmlische Lamm in Waltersdorf, an der Chordecke in Niebendorf und in Rackith oder die Tauben des Heiligen Geistes unter den Schalldeckeln der Kanzeln könnten angesichts ihrer Ausführung mit rotem Rand und gelbem Zentrum nicht ähnlicher sein. Der Maler nutzte in Niebendorf und Rackith mit den Kupferstichen von Heinrich Aldegrever (1502–1555/61) jeweils die gleichen Vorlagen für seine Evangelistengemälde an den Kanzeln. Aus unbekanntem Grund wich er jedoch an beiden Kanzeln bei der Figur des Johannes in gleicher Weise von seiner Vorlage ab. Somit können diese Evangelistenbilder nur von demselben Maler geschaffen worden sein.

Michael Adolph Siebenhaar ist also der Maler der Kirchengestaltungen in Niebendorf und Waltersdorf. Damit erweitert sich sein bereits im Raum Wittenberg vorhandenes umfangreiches Œuvre. Ein Vergleich der genannten, vollständig von einem Meister ausgemalten Kirchen in Sachsen-Anhalt und in Brandenburg – vor 1990 zwischen den Bezirken Halle und Cottbus – ist offenbar noch nicht angestellt worden. Im Dehio Sachsen-Anhalt II werden in zwölf Kirchen Bildwerke von Siebenhaar genannt bzw. diesem Meister zugeschrieben, während der Dehio Brandenburg für die beiden Fläming-Orte außer dem Hinweis auf den angeblichen Deckenmaler Joseph Gerlach keine Angaben über den Meister für die farbliche Gestaltung der Altäre, Kan-

zeln, Beichtstühle und Emporenfelder macht.

Die Ausmalung der Kirchen in Niebendorf und Waltersdorf ist nach den oben aufgeführten Daten zu Siebenhaar frühestens 1716 möglich und müsste spätestens 1751, seinem Todesjahr, abgeschlossen worden sein. Konkretere Daten sind (noch) nicht bekannt. Da beide Altaraufsätze wohl im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts entstanden sind (in Niebendorf von Georg Wolschke aus Calau, in Waltersdorf vom Meister des 1701 entstandenen neuen Wiepersdorfer Altars), müssen beide einige Jahre holzsichtig, also ohne Bemalung gewesen sein. Deren Aufbau und Bemalung ist sicher vom Geheimrat Johann Heinrich von Berger (1657–1732) beauftragt worden, der die Güter Niebendorf und Waltersdorf seit 1705 in seinem Besitz hatte. Er war Professor in Wittenberg und hielt sich dort bis 1727 auf. Dort wird er Kontakt zum Universitätsmaler Siebenhaar geknüpft haben. Ab 1727 bis zu seinem Tod hielt sich von Berger in Aurich und Wien auf, so dass bis dahin auch die Malerarbeiten in den Kirchen seiner Dörfer abgeschlossen worden sein müssten.

Der bei den Abrissarbeiten in Waltersdorf 1923 gefundene Zettel hat trotz dieser Erkenntnisse eine große Bedeutung für die Geschichte der Kirche, auch wenn der darauf Genannte offenbar nicht der Maler für die doch einheitliche barocke Ausstattung dieser und auch der Niebendorfer Kirche war. Da der Zettel in der Orgel gefunden wurde, ist zunächst an einen Zusammenhang mit dem Instrument zu denken. Der Waltersdorfer Orgelpro-

spekt besitzt eine große Ähnlichkeit mit dem der Orgel in Uckro bei Luckau. So kann die Orgel dem Orgelbauer zugeschrieben werden, der das Uckroer Instrument erbaute, dem Sonnewalder Matthäus Clainigk. Die Orgel in Uckro entstand nach Untersuchungen von Christhard Kirchner 1753/54. Nach dem Zettel aus der Waltersdorfer Orgel hat der Maler Joseph Gerlach die Malerarbeiten am 17.6.1754 abgeschlossen. Das passt zum Entstehungsjahr der Orgel in Uckro, bestätigt den oben beschriebenen Prospektvergleich und unterstützt die Vermutung, dass die Waltersdorfer Orgel aus der Werkstatt von Matthäus Clainigk stammt. Somit bestätigt dieser Zettel ohne Nennung des Orgelbauers, dass die Kirche 1754 ihre Orgel aus Sonnewalde erhalten hat und ergänzt damit das Werksverzeichnis der Orgelbauerfamilie Clainigk.

Der Zettel sagt aber noch mehr. Er wäre zwar vermutlich auch hinterlegt worden, wenn Gerlach nur die Orgel gefasst hätte. Aber Joseph Gerlach hat mehr gemalt. Die Orgelempore in Waltersdorf hat eine bauchige Form vor der Orgel. Die Bemalung dieser Bauchung ist zwar in Anlehnung an die Bemalung der übrigen Emporenfelder gehalten worden, jedoch ist dieses nicht ganz gelungen. Die Schriften im Emporenfeld und die des Schriftbandes darüber weichen in Art und Ausführung von den übrigen Schriften an den Emporen ab. Diese wirken einfacher und sind weniger sorgfältig ausgeführt als die übrige Schrift. Das führt uns zu der Erkenntnis, dass die Empore erst für den Orgeleinbau mit

Anzeige



Brandenburgische Exkursionen

Entdecken Sie mit uns

Brandenburg und angrenzende Regionen

Kulturhistorische Exkursionen zu Klöstern, Kirchen, Schlössern, Burgen, Parks, Museen usw. In Vorbereitung für das 2. Halbjahr 2017 u. a.:

- Mühlberg und der Schmalkaldische Bund
- Theater am Rand
- Uckermärkische Musikwochen
- „Tetzel – Ablass – Fegefeuer“
- 5 Tage zwischen Dornburg und Schleusingen
- Martin und die Gänse
- Taufengel in der Niederlausitz



Fordern Sie unseren Prospekt an:

Dr. Hans-Joachim Pohl, Holteistraße 11, 10245 Berlin, Tel/Fax (030) 29 66 91 89

www.brandenburgische-exkursionen.de



Gegenüberstellung der Evangelistenbilder an den Kanzeln von Rackith (oben) und Waltersdorf (Mitte) mit den von Michael Adolph Siebenhaar genutzten druckgraphischen Vorlagen von Heinrich Aldegrever (1539); bei Johannes wich er in beiden Kirchen von der Vorlage ab; Fotos: Rudolf Bönisch, Druckgrafiken: Rijksmuseum Amsterdam

dem „Bauch“ versehen werden musste. Für die Rundung konnten die alten Brüstungsfelder keine Verwendung finden und Gerlach hat diese dann nach seinem Können bemalt. Beim Neubau des Instrumentes von der Zörbiger Firma Rühlmann 1922/23 unter Beibehaltung des Prospektes wurde dann der Zettel gefunden, der uns in Ermangelung anderer Unterlagen so enorm viel verrät. Der Maler der Gesamtaussstattung Michael Adolph Siebenhaar hat dagegen keinen Hinweis auf sein Werk hinterlassen.

Die künstlerische Zuordnung der Malereien an den Altären, Kanzeln, Beichtstühlen, Gutslogen, Emporen und den Bretterdecken an den Wittenberger Universitätsmaler Michael Adolph Siebenhaar verlangt aufgrund der hohen Qualität der Arbeiten und der theologischen Aussagen von Gemälden, Spruchbändern u. ä. nach einer weiteren umfangreichen Untersuchung und detaillierten Darstellung in Wort und Bild. So bleibt die Hoffnung, dass beide bezüglich der Erhaltung und Restaurierung ihrer Kirchen sehr aktiven

Gemeinden und Fördervereine die Mittel für eine derartige Publikation aufbringen können. —

Der Autor bedankt sich bei den Kirchengemeinden Bergwitz, Klitzschena, Niebendorf, Rackith und Waltersdorf für die Möglichkeit der Fotodokumentation und beim Rijksmuseum Amsterdam für die Genehmigung zum Abdruck der Kupferstiche.

Der Altar aus Fredersdorf – ein gutes Ende

Norbert Rauer, Pfarrer im Ruhestand, lebt heute in Potsdam. Die Familie seiner Mutter stammt aus Fredersdorf.

„**D**er Altar aus Fredersdorf (Uckermark) – und kein Ende?“, fragte der Restaurator Thoralf Herschel 2012 in „Offene Kirchen“. Nun ist es nach langen Bemühungen zu einem guten Ende gekommen, und am Tag des offenen Denkmals 2016 konnte das Kunstwerk wieder eingeweiht werden.

Weiterhin weiß man nicht viel über die Herkunft des Retabels. Das Kunstwerk stammt wohl aus dem hanseatischen Kulturkreis. Holzproben haben ergeben, dass für den Rahmen Holz aus Mittelfinnland verarbeitet wurde. Wahrscheinlich gelangte der Flügelaltar erst nach dem 30-jährigen Krieg in die St. Marien-Kirche Fredersdorf. Zwei kleine Münzen aus dem habsburgischen Kulturkreis in einem Hohlraum des Retabels trugen leider zu keiner Aufklärung bei.

Der Aufbau des Kunstwerkes ist etwas eigenartig: Über die Predella und den Schrein vom Ende des 15. Jahrhunderts wurden im 17. Jahrhundert eine barocke Bekrönung und darüber ein spätgotisches Kreuz montiert. Ungeklärt ist bisher auch das ikonographische Programm der Heiligen. So sind auf den bemalten Seitenflügeln vor einem angedeuteten Hintergrund je ein Heiliger und eine Heilige dargestellt. Einige können durch Attribute gedeutet werden, andere geben Rätsel auf und weisen möglicherweise auf einen Bezug zu Skandinavien hin wie links unten Birgitta von Schweden mit einem Pilgerstab und rechts oben vielleicht Wilhelm von Æbelholt als Abt mit Kappe, Krummstab und dem seltenen Attribut einer Fackel. Auf dem rechten Seitenflügel ist unten Antonius mit einem Schwein dargestellt, vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft des Retabels aus einer Hospitalkapelle? Im Mittelteil sind Katharina von Alexandrien, Anna selbdritt und ein Bischof (Nikolaus?) als qualitätsvolle

Halbplastiken zu sehen. Reizvoll ist die Darstellung innerhalb der Anna selbdritt: Das Jesuskind greift verspielt nach dem Kopftuch Annas und reicht Maria Weintrauben. Handelt es sich um die Frucht des Paradieses? Im Jahre 1877 erhielt die Kirche eine Orgel und in dem Zusammenhang wurden das Retabel gelblich-braun zugestrichen und die Plastiken mit Goldbronze überzogen. Der Kurator des Prenzlauer Museums, Joachim Otto von der Hagen, stufte den Altar 1913 von nur geringem Kunstwert ein.

Von 1978 bis 1997 befanden sich die Seitenflügel in der kirchlichen Werkstatt in (Ost-)Berlin und kamen unfertig zurück. Die braune Ölfarbe war entfernt worden, so dass die Malereien wieder zutage traten. Der Rahmen hatte einen vorläufigen weißen Anstrich erhalten. Doch bald lösten sich an den Rändern Farbteile und eine umfassende Restaurierung wurde immer dringlicher. Nach einem Anstoß zur Restaurierung 2010, der Unterstützung des Förderkreises Alte Kirchen und dem Vorhaben der Beteiligung an einer Ausstellung in Potsdam 2011/12 flossen Fördermittel für die erste Stufe der Restaurierung der Seitenflügel und der Konservierung des Mittelschreins. Nun wurde der kunsthistorische Wert immer deutlicher. Nach Ende der Ausstellung 2012 kehrte das Kunstwerk nach Fredersdorf zurück, aber es schien undenkbar, dass in einer zweiten Phase der bedeutendere Mittelteil mit den Plastiken restauriert werden könnte. Jedoch kamen Spenden zusammen, die Kommune Zichow unterstützte das Vorhaben und die Stiftung Preussisches Kulturerbe stellte eine große Summe bereit, so dass das Undenkbare Realität wurde: Die zweite Stufe der völligen Instandsetzung 2015/16. In mühsamer Kleinarbeit haben die Restauratoren spätere Farb-



Das restaurierte Altarretabel aus der Dorfkirche Fredersdorf (Uckermark); Foto: Thoralf Herschel

schichten entfernt und den ursprünglichen gotischen Farbzustand der Plastiken sowie den Hintergrund in Goldbrokat wiederhergestellt. Kurios ist das Antlitz einer späteren Gestalt auf dem Gewand der hl. Margareta, das eine spätere Phase dokumentiert. Verlorene Attribute wie Schwert und Abtsstab konnten nachempfunden werden, so dass es mit dem Fredersdorfer Altar und insgesamt 41.000 Euro doch noch ein gutes Ende gefunden hat. —

THEDA VON WEDEL-SCHUNK

Mit dem Rad zu Luther

Entdeckungen zwischen Berlin und Wittenberg

Theda von Wedel-Schunk ist Regionalbetreuerin des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.



Die Dorfkirche Blankensee (Potsdam-Mittelmark) von Südwesten; Foto: Bernd Janowski



Gedenktafel für Martin Luther in der Dorfkirche Blankensee; Foto Bernd Janowski

Es ist ganz sicher nicht gerade das Fahrrad, was man spontan mit Luther verbindet. Schließlich hat er seine Visitationen per pedes oder mit Pferd und Wagen absolviert. Aber im Jahre 2017, dem Lutherjahr, lässt sich so ziemlich alles mit dem großen Reformator in Verbindung bringen. Wandern, Radfahren und Skaten auf den Spuren der Reformation! Dazu gibt es eine Fülle von unterschiedlichsten Angeboten. Hier nun der Versuch, Luther auf dem Fahrrad hinterherzufahren. Aber nicht nur das: Schlüpfen wir ein Stück weit in seine Rolle und „visitieren“ dabei auf diesem Weg kleine Dörfer, schauen uns an, wie es heute um die Dorfkirchen am Wegesrand bestellt ist.

Für unsere Tour bietet sich das knapp einhundert Kilometer lange Teilstück des Europaradweges R1 von Berlin nach Wittenberg geradezu an.

„Luther allerwege“, zum Teil historisch belegt, gelegentlich auch nur gefühlt. Dazu fahren wir durch wunderschöne Landschaften Brandenburgs, ein Stück weit durchs Havelland, durch die Nuthe-Nieplitz-Niederung, den Niederen und den Hohen Fläming und dann hügelabwärts zu den Auen der Elbe. Am Wegesrand vielfältige Sehenswürdigkeiten: Zum Beispiel der Baumkronenpfad in Beelitz, Burg Eisenhardt in Bad Belzig, Burg Rabenstein in Raben oder die UNESCO-Welterbestätten in Potsdam, Wittenberg und gegebenenfalls bei Weiterfahrt auch in Dessau. Keine Tour für Raser. Und am besten plant man zwei, drei Tage ein, um genügend Zeit zum Schauen zu haben.

Am S-Bahnhof Berlin-Wannsee geht es los. Wir folgen zunächst der gut ausgeschilderten Strecke des Europaradweges R1 Richtung Westen und radeln entspannt auf ebenen Wegen

bis Beelitz-Heilstätten. Hier beginnt der erste Abstecher zu Dorfkirchen des Fläming, die jüngst dank großem Einsatz der Kirchbauvereine und mit aktiver Hilfe der ganzen Dorfbewohner saniert worden sind.

Über die B 246 (Radweg) geht es durch Beelitz bis Zauchwitz, von dort links weiter nach Stücken, dort in der Ortsmitte rechts abbiegen, an der Kirche vorbei auf der Dorfstraße weiter durch die Nuthe-Nieplitz-Niederung bis **Blankensee** (ca. 19 km). Die Dorfkirche aus dem 13./14. Jahrhundert, von außen eher schlicht und unspektakulär, auf einer Warft gelegen. Das Innere aber ist überwältigend: Bemerkenswerte historische Ausstattungstücke wie der Kanzelaltar, die Patronatsloge (1706) und das Sandsteinepitaph für Christian Wilhelm von Thümen (gest. 1741). Zu bewundern sind hier jedoch auch ältere, zum Teil außergewöhnliche

che Stücke, wie ein marmorner Taufstein aus dem 11. Jahrhundert sowie der Figurengrabstein und das Epitaphgemälde für Anna von Thümen, geborene von Schlabrendorff. Letzteres ist wegen seines heilsgeschichtlichen Bildinhaltes und der Qualität seiner Ausführung von besonderer Bedeutung. Der Förderkreis Alte Kirchen sammelt zurzeit Spenden für die Restaurierung des Bildes.

Zugang zur Kirche und gegebenenfalls auch eine Führung lassen sich über die Telefonnummer 0157-56776910 vereinbaren. Hella Strüber, langjährige getreuliche Gemeindegemeindevorstand, informiert mit großem Engagement und Detailwissen. Eine Brotzeit gibt's im nahegelegenen Bauernmuseum. Und ein Besuch im Schloss Blankensee (Sudermann-Haus) empfiehlt sich ebenfalls.

Dann geht es zurück bis Zauchwitz und von dort zum drei Kilometer südlich gelegenen **Rieben**. Die dortige Dorfkirche ist ein spannendes Modellprojekt zum Thema Bewahren und Nutzen von Dorfkirchen. Durch Um- bzw. Einbauten sind das kommunale und das geistliche Zentrum des Ortes unter einem (Kirchen-) Dach vereint. Dabei sollte die abbruchreife und aus Sicherheitsgründen gesperrte Kirche 2001 eigentlich abgerissen werden. Schließlich taten sich jedoch der „Förderverein Treffpunkt Leben“ unter der Leitung des damaligen Ortsbürgermeisters Armin Hilgers und die Kirchengemeinde mit Pfarrerin Beate Koschny-Lemke zur Rettung der Dorfkirche zusammen. Architekt des zukunftsweisenden Gebäudeensembles ist Jürgen Götz. Ein Aushang am Tor informiert über die Schlüsselbewahrer.

Nun geht es wieder zurück zum Europaradweg R1, vorbei an riesigen Spargelfeldern. Ein Tipp: Auf der Höhe Schlunkendorf wird das leckere Gemüse während der Saison direkt vom Feld neben dem Fahrradweg verkauft.

In **Brück**, in der vorzüglich restaurierten St. Lambertuskirche, „luthert“ es nun authentisch. Anlässlich der Visitation am 17. Januar 1530 war Martin Luther in Brück zu Gast und hat dort mit großer Wahrscheinlichkeit auch gepredigt. Auf dem Kirchenvorplatz ist eine sehenswerte Ausstellung zur Reformationsgeschichte aufgebaut. Die Kirche selber ist tatsächlich ganztägig geöffnet, verfügt per godspot über freies WLAN. Und es lohnt sich unbedingt, an einem Sonntag nach Brück zu kommen, um Pfarrer Helmut Kautz in der rasselvollen Kirche predigen zu hören.



Stadtkirche St. Lambertus Brück, Blick in den Altarraum; Foto: Helmut Kautz

Nächste Station ist die St. Briccius-Kirche in **Bad Belzig**, ein Feldsteinbau aus dem 12. Jahrhundert, direkt am Europaradweg R1 neben der Burg Eisenhardt gelegen. 1530 besuchte Martin Luther im Zuge einer Visitation die Kirche. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde das Bauwerk als Heilig-Geist-Kirche geführt. Einer Gruppe engagierter Bürger und dem Förderverein Bonte-Friedheim-Lochow e.V. ist es zu verdanken, dass die Kirche restauriert und wiederbelebt wird. Ully Junghanns, Gerd Pohl und Thomas Kunze haben als Team im zähen Ringen die notwendigen Mittel aus dem europäischen LEADER-Programm dafür bekommen. Die Kirche ist offen, wenn es der Baufortschritt erlaubt.

Weiter geht es auf dem R1 bis nach Raben. Von hier geht der nächste Abstecher über die L 84 und die wenig befahrene K 6932 durch Buch-

holz mit einer in Restaurierung befindlichen Kirche nach **Lühnsdorf** (11 km). Im März des vergangenen Jahres wurde die Dorfkirche nach umfangreicher Sanierung feierlich wieder eröffnet. Das ganze Dorf, ob gläubig oder nicht, hat diese Arbeit gemeinsam gestemmt. Dorfchronist Fritz Moritz hat sich dabei erfolgreich durch den Dschungel nationaler und internationaler Förderwege gekämpft. Die Kirche ist offen, gegebenenfalls verrät ein Aushang, wo der Schlüssel zu finden ist. Gleich nebenan im Landhaus „Alte Schmiede“ lässt sich am Kamin gut essen und auch angenehm und familienfreundlich übernachten.

Zurück zum Europaradweg R1 bis nach Klein Marzehns. Von hier führt der Weg über die L 84 und die K 6932 zum letzten Abstecher, nach **Garrey** im Hohen Fläming. Auf dem erhöh-



Gedenkstein für den Reformator und sächsischen Kanzler Gregor von Brück vor der Stadtkirche in Brück; Foto: Bernd Janowski



Die sanierte Dorfkirche in Garrey (Potsdam-Mittelmark); Foto: Wolfgang Lubitzsch

ten Dorfanger im Zentrum steht, vom Friedhof umgeben, die Dorfkirche. Wegen ihrer ortsbildprägenden Wirkung ist sie von besonderer städtebaulicher Bedeutung und zählt zu den zahlreichen mittelalterlichen Dorfkirchen des Landes Brandenburg, die nicht nur das Erscheinungsbild der Kulturlandschaft ganz wesentlich prägen, sondern auch die ältesten bewahrten ländlichen Bauwerke darstellen. In drei Bauabschnitten ist die Feldsteinkirche aus dem 14. Jahrhundert mit wertvollen Ausstattungstücken vorzüglich restauriert worden. Die Kirche mit ihrem Freundeskreis unter der kompetenten Leitung von Dr. Wolfgang Lubitzsch, stellt nicht nur das religiöse, sondern auch das soziale und kulturelle Zentrum des gesamten Ortes dar und ist dabei auch Motor für die wirtschaftliche Entwicklung und den Tourismus. Ein anschauliches Beispiel dafür, welche positiven Kräfte aus dem anfänglich ausschließlich auf die Restaurierung der Dorfkirche gerichteten Engagement der Menschen vor Ort für die Entwicklung des ganzen Dorfes erwachsen. Ein Tipp fürs leibliche Wohl: Die Hansen-Jensen-Torte von Frau Wielandt im „Café Lehmann“ – unvergleichlich lecker! Und übernachten lässt es sich hier sowie bei Gaby Eissenberger im „Weißen Raben“ gegenüber der Kirche ebenfalls gut und günstig. Inzwischen ist die Strecke Richtung Wittenberg hügelig geworden. Zu-

rück auf dem R1 fordert der Hagelberg mit seinen 200 Metern Höhe vollen Einsatz. In Sachsen-Anhalt gibt es dann zum Teil schlechtere Ausschilderung und auch Schotterpisten. Aber die Fahrt hügelabwärts zu den Elbauen versöhnt. Schönes,

bestens restauriertes Wittenberg und „Luther satt“!

Dass Luther all die Gemeinden um Wittenberg herum selbst visitiert hat, das versteht sich für alle von selbst. Von daher: „Luther allerwege!“ Eine schöne Tour! —

Zur Strecke: [www.euroroute-r1.de/
Gesamtstrecke/Details/Strecke/E1066.htm](http://www.euroroute-r1.de/Gesamtstrecke/Details/Strecke/E1066.htm)

Die Route: S- Bahnhof Wannsee / Glienicker Brücke / Postdam / Werder / Geltow / Petzow / Beelitz-Heilstätten / Borkheide / Brück / Schwanebeck / Bad Belzig / Bergholz / Grubo / Raben / Klein Marzehns / Grabo / Teuchel / Wittenberg

Schwierigkeitsgrad: mittel

ADFC-Radtourenkarten: 1:150.000 Havelland / Magdeburger Börde (Best.-Nr. BVA 208) in Verbindung mit der Karte Brandenburg Spreewald (BVA 209)

Bahnverbindung: Wannsee, Potsdam, Beelitz-Heilstätten, Brück, Bad Belzig, Wittenberg, Dessau; RE stündlich, Fahrradmitnahme möglich

Unterkunft: Landhaus Alte Schmiede, Dorfstraße 13, 14823 Lühnsdorf; Tel. 033843-9220

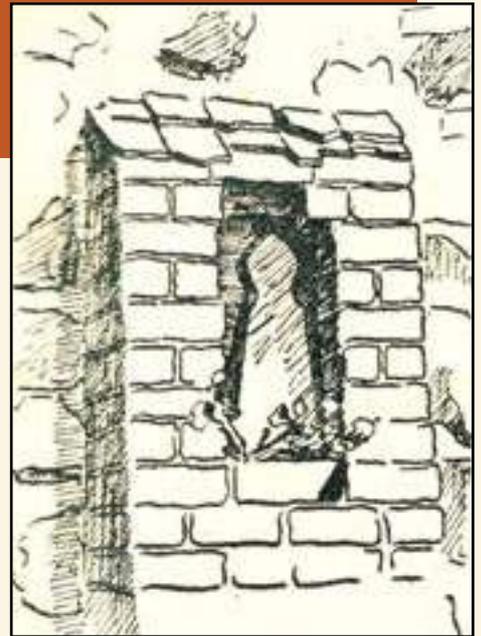
Gasthof Joachim Lehmann, Dorfstraße 24, 14823 Garrey; Tel. 033843-51290

Pension Zum Weißen Raben, Dorfstraße 10, 14823 Garrey; Tel. 033843-920190

Der Kobold von Schmiedeberg

Kuriosa in brandenburgischen Dorfkirchen

Dr. Reinhard Schmook ist Leiter des Oderlandmuseums Bad Freienwalde und Vorstandsmitglied im Verein für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.



Tönernes Männchen im Chorpfeiler der Schmiedeberger Kirche (Uckermark); Zeichnung von Horst Schubert in: Jahrbuch des Kreises Angermünde 1956, S. 11

Wer viele brandenburgische Dorfkirchen kennt und als aufmerksamer Beobachter unterwegs ist, dem begegnen in manchen von ihnen seltsame Dinge. Zu diesen Kuriosa gehören zum Beispiel die Schachbrett- und Rauteensteine, die im Außenmauerwerk eingefügt ihr eigentliches Geheimnis bis heute nicht verraten haben. Es gibt sie an Feldsteinkirchen in einem Streifen von 100 Kilometern Länge links und rechts der Oder und dann erst wieder auf Jütland in Dänemark. Unter Dachziegeln der älteren Art gibt es so genannte Sonnen- oder Feierabendziegel mit Inschriften und manchmal auch kryptischen Zeichen. Im Backsteinpflaster mancher Dorfkirche finden sich Pfotenabdrücke von Hunden und auch mal ein Buchstabe oder eine Zahl. Wenn es die „9“ ist, hat sie der Ziegler in den letzten Stein der bestellten Lieferung eingeritzt. Hier und da begegnen uns schwer zu deutende Wandmalereien, ikonographisch aufgeladene Putzritzungen, auf gravierende Ereignisse bezogene Glasinschriften, variantenreiche Pilgerzeichen oder Grabdenkmäler mit Hinweisen auf bemerkenswerte Eigenschaften der hier Begrabenen.

Zur Veranschaulichung der Vielfalt solcher Kuriosa seien drei Dorfkirchen herausgegriffen, eine im Land Lebus und zwei in der Uckermark, bei denen derartige Merkwürdigkeiten von volkskundlichem und geschichtlichem Wert einen Blick in die Vorstellungswelt unserer Vorfahren ermöglichen.

Erste Station ist Schmiedeberg nördlich von Angermünde, das eine der in der Uckermark seltenen Apsiskirchen mit rundbogigen Portalen besitzt. Sie stammt aus dem 13. Jahrhundert. An der Apsis befindet sich

außen ein jüngerer backsteiner Stützpfeiler, der am oberen Ende eine Aussparung besitzt. In dieser Nische stand bis in die 1950er Jahre ein eigentümliches stilisiertes Tonmännchen, der „Kobold von Schmiedeberg“. Was sich die Menschen, die ihn geformt und in die Nische gestellt haben, von seiner Wirkungsmacht versprochen haben, wissen wir nicht. Möglicherweise sollte er die Mächte der Finsternis oder andere böse Geister von der Kirche fernhalten. Oder er ist das Produkt folgender Sage:

„Der Kobold von Schmiedeberg gehörte einst einem Mönch, der als Geistlicher in der Kirche tätig war. Der hatte ihn in Kriegszeiten irgendwo aufgelesen und in seinen Dienst genommen. Dieser Kobold trug dem Mönch alles zu, was in der Gegend passierte. Er setzte sich hinter die Reiter auf den Pferden und hörte zu, was sie sprachen. Er stand bei den Waschfrauen und belauschte deren Gespräche. So trieb sich der kleine Kerl überall herum und es verwundert nicht, dass der Mönch alles viel eher wusste, als alle anderen Zeitgenossen. Seine Wohnung hatte der Kobold in den Dachsparren der Kirche, wo er auch wohnen blieb, als sein Herr starb.

Einige Zeit später musste das Dach der Kirche umgedeckt und auch einige schadhafte Sparren ausgetauscht werden. Das gefiel dem kleinen Kobold überhaupt nicht. Das alte Holz wurde an einen Bäcker verkauft, der damit seinen Ofen heizen wollte. So musste der Kobold zu dem Bäcker umziehen, wo das Holz nicht sogleich verbrannt wurde. Daher hatte der Kobold die Chance, sich zunächst ganz komfortabel neu einzurichten. Dem Bäcker ging es gleich sehr gut. Sein Geschäft blühte und alles glückte ihm durch die Hilfe des Kobolds.

Doch statt sich seinem hilfreichen Gast gegenüber dankbar zu zeigen, verspottete der Meister den Kleinen. Eines Tages war es dann soweit. Die alten Sparren wanderten nach und nach in den Ofen. Bald war das letzte Stück an der Reihe, auf dem der Kobold mit trauriger Miene saß. Da hatte der Bäckergeselle Erbarmen mit ihm. Er wollte den Kobold unter seiner Jacke verstecken und mit nach Hause nehmen. Doch der wisperte ihm zu, er solle sich ja den letzten Balken geben lassen, denn ohne diesen müsse er sterben. Tatsächlich schleppte der Geselle nach Feierabend den Balken zu sich nach Hause. Von Stund' an glückte dem Gesellen alles. In kurzer Zeit wurde er ein wohlhabender Mann. Als er ans Sterben kam, bestimmte er, dass der Balken in der Kirchenwand eingemauert werden solle. Seit dieser Zeit sitzt oben in der Krone des Pfeilers der Kobold. Wer es nicht glauben will, muss selber hingehen und es sich ansehen!“ (Vgl. Heimatkalender des Kreises Angermünde, 4 (1958), S. 135 f.)

Diese Sage war möglicherweise der Anlass, einen tönernen Kobold zu formen und ihn in die Pfeilernische zu stellen. Er war ca. 30 cm hoch und an der Basis 10,5 cm breit. Vor etwa 60 Jahren verschwand das Tonmännchen spurlos. Wir wissen aber, wie es aussah und so bleibt zu hoffen, dass



Mumifizierte menschliche Hand in der Dorfkirche Lunow (Barnim); Foto: Thomas Berg

sich Freunde der Schmiedeberger Kirche eines Tages erbarmen und einen neuen Kobold in die jetzt leere Nische stellen.

Am südlichen Rand der Uckermark liegt unsere zweite Station, das große Fischer- und Bauerndorf **Lunow**. An seiner Dorfkirche finden sich gleich mehrere Kuriosa, von denen wohl das „Preußische Zivil-Ehrenzeichen 1. Klasse“ im Abendmahlskelch das bedeutendste ist.

Von 1787 bis 1816 hieß der Lunower Pfarrer Gottfried Kopp. Im Jahre 1806 trank dieser den französischen Ortskommandanten unter den Tisch, während der Amtsmeier Johann Bahnemann mit seinem zukünftigen Schwiegersohn Gottlieb Heine flüchtende preußische Soldaten über die Oder setzte.

Am 27. Juli 1811 erließ König Friedrich Wilhelm III. zur Würdigung dieser mutigen Tat eine „Allerhöchste Kabinettsordre“ mit folgendem Wortlaut: „Ich habe den Gemeinden Lunow und Stützkow an der Oder, welche sich im letzten Kriege durch oft wiederholtes gefahrvolles Übersetzen ranzionierter Truppen verdient gemacht haben, das Civilehrenzeichen erster Klasse bestimmt, und es soll solches auf der Seite in den Becher

des Abendmahlskelches eingefasst werden.“

Da aber der Lunower Abendmahlskelch aus Zinn war, ließ sich die goldene Medaille nicht in seine Wandung einfügen. Dazu war ein silberner Kelch nötig, der 100 Taler kostete und für dessen Anschaffung Pfarrer Kopp zusammen mit dem Angermünder Prediger Paulsen im August 1812 eine Spendenaktion organisierte. Kopp und Paulsen sprachen anfangs nur die wohlhabenden Lunower Bauern an und erzielten zunächst 35 Taler Kurant. Diese Vorgehensweise rief jedoch den Protest der ärmeren Einwohner von Lunow hervor, so dass eine zweite Sammlung durchgeführt werden musste. Die ergab eine erhebliche Menge an Kleingeld, was für eine hohe Beteiligung der wenig zahlungskräftigen Luno-

wer spricht. Schließlich waren die benötigten 100 Taler zusammengekommen, so dass bei einem Berliner Silberschmied der Kelch in Auftrag gegeben werden konnte. Am 8. November 1812 übernahm Pfarrer Kopp unter Anteilnahme der gesamten Lunower Bevölkerung und etlichen auswärtigen Gästen den Kelch mit dem eingelassenen Zivil-Ehrenzeichen. Dieser Kelch ist noch heute, nach 205 Jahren, im Besitz der Evangelischen Kirchengemeinde Lunow.

Hinter dem Altar wird in einer verglasten Nische eine mumifizierte menschliche Hand aufbewahrt. In der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Rechtsprechung spielten abgetrennte Körperteile, als pars pro toto den gesamten Körper repräsentierend bzw. als Symbol einer noch bestehenden Handlungsfähigkeit, eine wichtige Rolle. Hände und Finger von Hingerichteten galten als heidnische Symbole einer Anteilnahme an diesem Sühneopfer. Wenn man sie sich aneignete, erhoffte man sich von ihnen glücksbringende und schützende Eigenschaften. Totenhände, so glaubten unsere Vorfahren, verfügten über die Fähigkeit, verschlossene Türen und Schlösser zu öffnen oder als Schutzfetisch Diebe abzuhalten.

Auch hier versucht eine Sage, die Herkunft und Bedeutung dieser Hand zu erklären:

„Vor vielen Jahren lebte in Lunow ein Bauer namens Jakob Bertram, genannt ‚Pfälzer-Jakob‘, dessen Wirtschaft zu den besten im Dorfe gehörte. Auch das Glück war der Familie hold und es wuchsen ein Sohn und eine Tochter heran, die ihre Eltern hilfreich unterstützten. Doch die glückliche Zeit endete, als Sohn Martin 20 Jahre alt wurde und die Mutter plötzlich an einer bösen Seuche verstarb. Auch den Vater traf die Seuche schwer. Er überlebte mit Mühe das Krankenlager, aber die einstige Kraft war dahin.“



Der Lunower Abendmahlskelch von 1812 mit dem goldenen preußischen Zivil-Ehrenzeichen; Foto: Reinhard Schmoock



Der „Betstein“ im nördlichen Giebelfundament des Hauses Niethe gegenüber der Lunower Kirche; Foto: Reinhard Schmook

Seit diesem Schicksalsschlag schien es, als ob der Satan von Martin Bertram Besitz ergriffen hätte. Der bisher so brave und fleißige Sohn saß nun öfter im Dorfkrug und vernachlässigte die Wirtschaft. Alle Bitten und Ermahnungen des Vaters und der Schwester stießen auf taube Ohren und Martin trieb es nur noch ärger.

Eines Tages, als er betrunken vom Krug heimkehrte, machte ihm sein Vater Vorwürfe. Mit geballter Faust stürzte sich der Sohn daraufhin auf

den Vater und schlug auf ihn ein. Als der Alte betäubt zu Boden sank, rief weinend die Schwester: „Wehe, wehe dir, Martin! Hast Du denn Gottes viertes Gebot ganz vergessen? Denkst du nicht mehr an die Geschichte, welche unsere selige Mutter uns so oft erzählte, dass einem Kind die Hand aus dem Grabe wuchs, das sich an seinem Vater vergriff?“

Martin verließ tobend und fluchend das Haus, das er nie mehr betreten sollte. Am nächsten Morgen

brachten Nachbarn den toten Jüngling, den sie auf der Straße gefunden hatten. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Der schwer geprüfte Vater überlebte dieses Unglück nicht lange und folgte seinem Sohn bald nach.

Als nun eines Tages die Tochter auf den Kirchhof kam, um die Gräber zu pflegen, schreckte sie entsetzt zurück. Aus dem Grabe ihres Bruders ragte eine Hand empor. Vergeblich versuchte man anschließend, die Hand wieder unter die Erde zu bannen. Man nahm sie ab und bewahrte sie als warnendes Beispiel in der Kirche auf.“ (Vgl. Rudolf Schmidt (Hg.): Märkisches Sagenbuch. Charlottenburg 1909, S. 88 ff.)

Vor dem Kirchhofsportal der Lunower Kirche hat ein Geschichtsdenkmal aus dem Mittelalter die Zeiten überdauert. Im Fundament der nördlichen Giebelseite des Hauses der Familie Niethe ist unterhalb des Erdniveaus der ca. 1,75 Meter lange „Betstein“ eingelassen. Es handelt sich um eine quadratische Säule aus rotem, sehr feinem kristallinen Granit. Aus der Fläche des einen Endes ist ein Kreuz mit 50 Zentimetern Seitenlänge flach erhaben herausgearbeitet worden. Dieses Kreuz hat nahezu die Form eines Johanniterordenskreuzes, jedoch sind die breit endigenden Arme nicht eingeschnitten.

Von diesem Stein berichtete Prediger Telle folgendes: „Über den Stein mit dem Kreuz im Wohnhaus Niethe’s an der Kirche wusste bisher niemand etwas, als dass er seit Menschengedenken an der Kirchhofsporte gelegen habe und 1838 mit der Genehmigung des Kirchenvorstandes zum Neubau des Wohnhauses vom Kirch-

Anzeige

bauern Niethen verwendet worden sei. Aus alten zuverlässigen Schriften erfahren wir, dass der Stein vor etwa 600 Jahren auf dem spitzen Berge in der Nähe des jetzigen Vorwerks Steinberg, auf der Grenze der Feldmark von Stolzenhagen und dem alten Hof im Kietz gestanden habe. Es war ein Heiligenstein im Felde, wie solche noch jetzt in katholischen Ländern gefunden werden. Die Vorübergehenden verrichteten dabei ihre Andacht. In der Urkunde des Markgrafen Waldemar vom 21. März 1315 wird er genannt ‚Der Stein mit dem Zeichen des Kreuzes‘ als Grenzstein und seine Lage beschrieben. Zur Zeit des Ortspredigers Persius, welcher am 14. Februar 1719 starb, stand der Stein noch auf der alten Stelle und hieß der Betstein. Bald darauf scheint er weggenommen und wegen des heiligen Zeichens wurde er am Kirchhof niedergelegt. ...“ (Aufgeschrieben von Pfarrer Telle am Pfingstheiligabend 1863 in Lunow. Gewidmet der Familie Niethen an der Kirche, genannt Kirch-Bure. Nach dem Original im Pfarrarchiv Lunow)

Wenn man den Stein besichtigen möchte, dessen Standort durch ein Hinweisschild gekennzeichnet ist, darf die Abdeckung abgenommen werden.

Unsere dritte Station, die Dorfkirche von **Sachsendorf**, liegt im lebusischen Teil des Oderbruchs. Die Backsteinkirche wurde bei den schweren Kämpfen im Frühjahr 1945 weitgehend zerstört und später in stark veränderten Formen wiederaufgebaut. Eine volkskundliche Besonderheit in dieser Kirche war ein magisches Quadrat an einem der hölzernen Emporen Pfeiler.

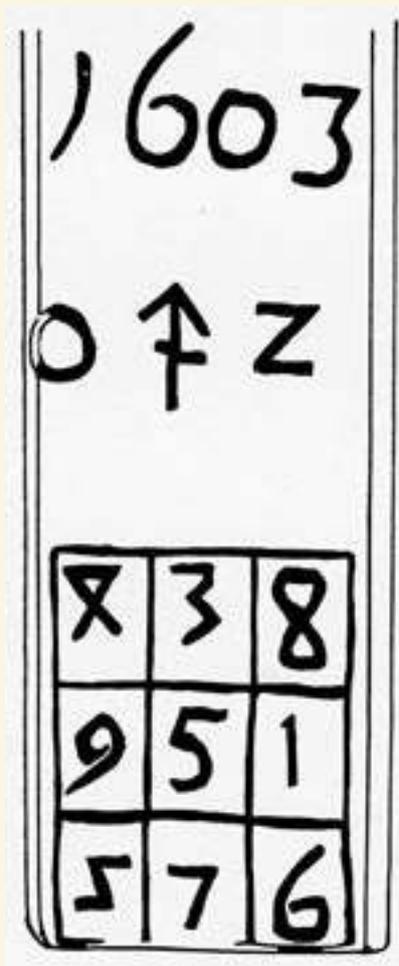
Laut einer Inschrift an der Kanzel wurde die Sachsendorfer Kirche im Jahre 1511 erbaut. Später erhielt sie im westlichen Teil eine hölzerne Empore. Diese ruhte auf viereckigen Holzsäulen, die einen Durchmesser von 20 Zentimetern hatten und unten mit Brettern verschalt waren. 1903 beschloss der Gemeindegemeinderat, die wurmstichige Empore abzureißen und als Brennholz zu verkaufen. Als die Verschalung abgenommen wurde, fand sich an der unmittelbar neben dem Nordportal stehenden Säule dicht über dem Fußboden eine Inschrift mit magischem Quadrat in das Holz eingeschnitzt. Die Inschrift bedeckte die gesamte Säulenseite in 20 cm Breite und war 50 cm hoch. Der damalige Pfarrer Köppel ließ die Inschrift aus der wurmstichigen Säule

herausschneiden, so dass ein flaches Brett von 50 x 20 cm Größe entstand. Dieses schenkte er 1908 dem Heimatmuseum zu Müncheberg, wo es wahrscheinlich im Jahre 1945 mitsamt dem ganzen Museum unterging.

Zur Deutung: Die im oberen Teil stehende Jahreszahl 1603 gibt wahrscheinlich das Jahr an, in dem die Empore eingebaut wurde. Darunter stand ein runenähnliches Zeichen, flankiert von den Buchstaben O links und Z rechts. Nachforschungen in dem seit 1608 geführten Kirchenbuch ergaben, dass es im Dorf bis 1665 nur eine einzige Familie mit dem Anfangsbuchstaben „Z“ im Namen gab, und zwar die Familie Zimmermann. Nach etwas gewagten Rückschlüssen aus den Vornamen und Lebensdaten dreier Generationen Zimmermann schloss Dr. Max Raschdorff aus Eberswalde (Vgl. M. Raschdorff: Das Magische Quadrat aus der Kirche in Sachsendorf (Oderbruch), in: Märkische Blätter. Heimatkundliche Beilage der Oder-Zeitung, Nr. 178 vom 1./2. August 1935, S. 1 f.), dass um 1603 in Sachsendorf ein Orban Zimmermann gelebt haben könnte, der damals 43 Jahre alt gewesen wäre. Zu dessen

Namen könnten die beiden Buchstaben gehören. Wenn die Zimmermanns Bauern gewesen wären, könnte das Zeichen zwischen den Buchstaben die Hofmarke ihres Bauernhofes gewesen sein. War Orban Zimmermann ein Handwerker, vielleicht sogar ein Zimmermann, dann handelte es sich möglicherweise um sein Meisterzeichen. Das Letztere ist hier wahrscheinlicher, denn eine Hofmarke als Widmungszeichen eines Stifters wäre an deutlich sichtbarer Stelle angebracht worden.

Den unteren Teil der Schnitzerei nimmt ein gitterförmig aufgeteiltes Quadrat ein, in dessen neun Feldern die Ziffern von 1 bis 9 in allen Zahlenreihen die Summe 15 ergeben. Im 17. Jahrhundert waren solche magischen Quadrate aus Zahlen oder Buchstaben sehr beliebt. Außerdem ist die Zahl 15 in der Zahlenmagie eine heilige Zahl, weil im Hebräischen 15 Buchstaben genügen, um den Segen Moses zu schreiben (4. Mose 6, 24). In deutscher Übersetzung lautet dieser Segen: „Der Herr segne dich und behüte dich.“ Wegen des möglichen Verdachts der Hexerei war es im Mittelalter nicht ungefährlich, solche Quadrate öffentlich zu zeigen oder sie bei sich zu tragen. Das wusste wohl auch der Schöpfer der Sachsendorfer Schnitzerei und hat deshalb sein Werk unter der Verschalung versteckt. Damit ist aber immer noch nicht klar, was er mit dem magischen Quadrat bezwecken wollte. Denkbar ist, dass es eine apotropäische Wirkung entfalten sollte, im Sinne der Abwehr böser Geister einschließlich des Teufels, die aus Westen kommend, den Betenden in der Kirche quasi in den Rücken fallen wollen. Das Bannen böser Geister wurde andernorts auch mittels Abwehrzeichen wie dem Pentagramm oder dem Hexagramm zu bewerkstelligen versucht. Was der Schöpfer der Schnitzerei wirklich mit seinem Werk bewirken wollte, wird wohl für immer im Dunkeln bleiben. In jedem Fall muss er für das Zahlenquadrat ein Vorbild gehabt haben, das ihm über eine Flugschrift oder aber auf der Wanderschaft als Handwerks-geselle irgendwo begegnet ist und von dessen magischer Kraft er überzeugt war. —



Das Magische Quadrat aus der Dorfkirche Sachsendorf (Märkisch Oderland); Abbildung aus: P. F. Mengel (Hg.): Das Oderbruch. Zweiter Band, Eberswalde 1934, Abb. 150

UWE DONATH

Ein Sandsteinretabel, Wandmalereien und ein Musketier Entdeckungen in der St.-Andreas-Nikolai-Kirche Biegen

Uwe Donath ist
Vorstandsmitglied und
Regionalbetreuer im
Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg e. V.

Wer nach Biegen kommt, vermutet hinter den frühgotischen Feldsteinmauern und dem wehrhaft die Ortsmitte beherrschenden Turm wohl kaum ein solches Kleinod christlicher Kunst, wie es sich sogleich beim Betreten der Kirche präsentiert. Im Landkreis Oder-Spree gelegen, haben die Zeitläufte an diesem Ort ihre Spuren hinterlassen – der Bau geht zurück auf das 13. Jahrhundert. Kolonisten hatten sich im Zuge der Christianisierung in dem ehemals wendischen Gebiet im Dorf „Bigyn“ angesiedelt. In unsicheren Verhältnissen suchten sie hinter den 90 cm dicken Mauern Schutz vor Überfällen.

Da die Gläubigen ihre Messen im Mittelalter in der Gemeinschaft der Heiligen feierten, brachten sie dies in vielgestaltigen Wandmalereien zum Ausdruck. Und während in manchen Dorfkirchen Brandenburgs in den letzten Jahren selbst kaum noch sichtbare Fragmente mit großem konservatorischem Aufwand gesichert werden, findet man in Biegen im Chor etliche gut erkennbare Motive, wie Christus als Weltenrichter in der Mandorla, zwei weibliche Heilige neben Andreas, unter dessen Patrozinium diese Kirche steht, außerdem Szenen der Passion: Abendmahl, Judaskuss und Gefangennahme Jesu sowie Weihkreuze und Wappen, ornamentale Schmuckbänder und florale Girlanden. Auch den vom Kirchenschiff abgesetzten Triumphbogen ziert reiches Dekor, ein Posaunenengel hebt sich deutlich ab, und bei genauer Betrachtung ist eine kleine Kirche ohne Turm auszumachen. Da im nahen Frankfurt Ende des 14. Jahrhunderts ein Kartäuserinnenkloster gegründet worden war, das später auch in Biegen über Landbesitz verfügte, mag diese Malerei auf eine Verbundenheit mit den Schwestern des Klosters hinweisen.



Dorfkirche Biegen (Oder-Spree) von Norden; Fotos: Uwe Donath



Blick in den Altarraum

Alle diese Darstellungen entstanden Anfang des 15. Jahrhunderts; sie sind in rötlichen Farbtönen als Seccomalei ausgeführt. Bei der Seccomalei werden die Bilder auf den trockenen Putz aufgebracht, im Unterschied zu Fresken, bei denen feuchter Putz bemalt wird. Nach der Reformation waren sie übertüncht worden, erst 1932 wurden sie unter mehreren Farb- und Kalkschichten wiederentdeckt, ein Verdienst Robert Sandforts. In den vergangenen zwei Jahren konnten behutsame restauratorische Maßnahmen durchgeführt werden; Spezial-Injektionen bewirkten, dass abgelöste Putzschichten und Mauerwerk wieder miteinander verbunden wurden.

Beeindruckend wirkt auch der Altar: überliefert ist das Jahr 1472 für den massiven Stipes. Bei der Verlegung einer neuen Sandstein-Altarplatte 1958 kamen zur Überraschung der Gemeinde neben einer bleiernen Kapsel mit der Stiftungs-urkunde zwei kleine Reliquienbeutel zum Vorschein, deren Beschriftung auf den Heiligen Eucharisius verweist – erster Bischof von Trier, Mitte des 3. Jahrhunderts, dessen Grab sich in der Krypta der dortigen Matthiasbasilika befindet. Anders als an vielen anderen Orten haben diese Reliquien Reformation und Aufklärung unberührt überstanden.

Auffällig ist ein Sandstein-Retabel aus der Spätrenaissance, dessen protestantisches Bildprogramm den Betrachter in das Heilsgeschehen von Passion und Auferstehung hineinnimmt: Im Zentrum Christus am Kreuz, daneben Maria und Johannes, in der Predella das Abendmahl. Einen Flügelaltar imitierend, sieht man neben der Kreuzigungsszene vier Stationen der Passion: Gebet im Garten Gethsemane, Geißelung, Dornenkrönung und Kreuztragung. Alle Figuren sind vollplastisch vor einem Goldgrund ausgearbeitet; zierliche Goldrahmen und vier Wappen weisen auf adlige Stifter bzw. Patrone. Die Bekrönung ging im Dreißigjährigen Krieg verloren, als Kirche und Dorf von marodierenden Truppen verwüstet worden waren. Später bildete ein hölzernes Gottesauge im Strahlenkranz den Abschluss; nach der Restaurierung des Altars (1957) verzichtete man darauf.



Christus in der Mandorla; Foto: Anna-Sara Buchheim



Gedenktafel für den Musketier Gottlieb Gröschke

Neben dem Altar fällt der Blick auf ein farbig gefasstes Sandstein-Epitaph: In Lebensgröße zeigt es den 1601 im Alter von 27 Jahren ver-

storbenen Gutspatron Hans von Gelnitz. In der linken Hand einen großen Hut, stemmt er die rechte keck in die Seite; seine prächtige Kleidung und der lose im Gürtel hängende Dolch lassen ihn als selbstbewussten Edelmann erscheinen.

Nimmt der Besucher im Kirchenschiff unter der Kanzel Platz, fällt sein Blick auf eine Schrifttafel, die während des Gottesdienstes so manchen von der Predigt abgelenkt haben mag: 17 Jungfrauen, vermutlich die gesamte weibliche Jugend des Ortes, trauern um einen offenkundig begehrten jungen Mann, den Musketier Gottlieb Gröschke, der sein Leben im Krieg 1866 lassen musste.

Vor der Kirche erinnert ein Kriegerdenkmal an alle Opfer von Kriegsfolgen, Willkür und menschenverachtender Gewalt. Biegen ist ein Dorf, das seit seinem Bestehen immer wieder von Kriegshandlungen betroffen war. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren 80 Prozent des Ortes zerstört; immer wieder fassten die Bewohner Mut zum Neubeginn und zur Bewahrung ihrer Traditionen.

Diese Kirche ist am Tag „NaturKultur im Odervorland“, der jährlich im September veranstaltet wird, wie alle Kirchen des Sprengels zu besichtigen. An jedem dritten Sonntag des Monats finden in Biegen Gottesdienste statt. Die Sauerorgel von 1850 ist spielbar, bedarf allerdings einer dringenden Sanierung. Weitere Informationen erhalten Sie über das Pfarramt, Telefon: 033608-290. —

.....
Herrn Pfarrer Althausen und der Restauratorin, Frau Anna-Sara Buchheim, danke ich für wertvolle Informationen.
.....

Kein Bildersturm in Börnicke

Die wechselhafte Geschichte eines Altars im Havelland

Annett Xenia Schulz
arbeitet als freischaffende
Restauratorin.

Das Besondere des Altars in der Dorfkirche Börnicke (Havelland) ist, dass in den vergangenen Jahrhunderten nicht nur mehrfach sein Aussehen verändert wurde, sondern auch das ikonographische Programm. Bei jeder Veränderung wurden Details hinzugefügt, dabei aber ältere Dekore und Motive beibehalten und nur teilweise überarbeitet.

Die Börnicker Kirche (Havelland) wurde 1528 auf den Fundamenten eines mittelalterlichen Vorgängerbau errichtet. Auch der Altar erhebt sich über der alten Mensa. Zwischen dem Neubau der Kirche und der Errichtung des neuen Altares vergingen knapp 20 Jahre. Das Fälldatum 1544 für das Eichenholz der Altarwand fällt mit der Einführung der Reformation in Brandenburg zusammen. Stifter des Retabels waren mehrere Mitglieder der Familie von Bredow aus dem Hause Kremmen. Sie waren als enge Berater des Kurfürsten fast ständig am kurfürstlichen Hof anwesend und besaßen so die nötigen Geldmittel für die prachtvolle Gestaltung des Altares durch hervorragende Kunsthandwerker.

Der Altar wurde in einer im 16. Jahrhundert modernen Renaissanceform errichtet und reich mit Säulen, Voluten und wuchtigem Gebälk dekoriert. Der zentrale Schrein ist mit einem zweibogigen Schleierbrett geschmückt. Darunter passen maßgenau die beiden gotischen weiblichen Figuren, die sich heute hinter den flankierenden Säulenpaaren verbergen. Eine der beiden ist Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm. Die Altarwand und die Wangen zeigten mehrere Gemälde, von denen nur noch drei sichtbar sind. Dazu gehören die Taufe Christi in der Predella und (heute verborgen hinter zwei Pfeilern im Obergeschoss) Darstellungen der ehernen Schlange und



Der Renaissancealtar in der Dorfkirche Börnicke (Havelland); Foto Annett Xenia Schulz

die Errettung eines Christen vor der Bedrohung durch einen säbelschwingenden Türken. In diesem Bild fand die große Furcht der Börnicker vor den Osmanen Ausdruck, die im 16. Jahrhundert weite Teile des Balkans erobert und 1529 Wien belagert hatten.

Viele filigrane Musterungen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sind heute noch sichtbar. Die ersten

Veränderungen am Dekor erfolgten bereits nach 1580 durch das Anbringen von Ornamenten aus Pappmaché, möglicherweise im Zusammenhang mit der Errichtung des Altares in Vehlefanz durch einen Vetter der Bredows.

Die nächste Renovierung des Altares ist inschriftlich vermerkt: „Renovatum 1604“, und dabei wurde auch die Ikonographie des Altares

verändert. Den Bredow-Söhnen war die Marienverehrung ihrer Väter offenbar nicht mehr wichtig. Sie bestimmten nun die drei christlichen Tugenden *Glaube – Liebe – Hoffnung* zum Hauptthema. Die Marienfigur aus dem Mittelschrein fand hinter dem nördlichen Säulenpaar Aufstellung und wurde zu einer Caritas (Liebe) umgewandelt, indem man sie mit Kinderfiguren aus Pappmaché umgab. Die weibliche Heilige, deren Attribute verloren sind, wurde zur Spes (Hoffnung); ihr versilbertes Kleid ist mit grüner Ölfarbe übermalt worden. Für beide Heilige schuf man mit angedeuteten Portalen hinter den Säulen eine Nische. Die Profilleisten dieser Portale verdecken die Fragmente von Landschaftsmalereien. Das Hauptbild (Glaube) wird durch einen Gnadenstuhl dargestellt. Dabei diente ein Holzschnitt Albrecht Dürers aus dem Jahre 1511 als Vorlage. Für die gemalten Wolken baute man eine kleine Rahmung in den Altarschrein, die mit gestärkter Leinwand drapiert wurde. Auf einem Foto aus den 1930er Jahren sind noch Engel mit den Marterwerkzeugen zu sehen, während die Taube über dem Gnadenstuhl bereits fehlte. Gottvater mit seinem gekreuzigten Sohn im Schoß sind die einzigen 1604 neugeschnitzten Figuren am Altar. Alle anderen Skulpturen stammen aus gotischer Zeit.

Es gibt im Havelland noch einen zweiten Altar mit dem Gnadenstuhl im Zentrum. Dieser steht in der Kirche in Möthlow und wurde 1600 von

Joachim, dem Sohn des Börnicker Patronatsherren Christoph von Bredow gemeinsam mit seinen Vettern gestiftet.

Die Wiederverwendung von Heiligenfiguren aus katholischer Zeit in einem evangelischen Altar geschah weder aus Kostengründen, noch ist sie dem Fehlen geeigneter Bildhauer geschuldet. Vielmehr waren sich die Stifter des Altares der hohen Qualität der Figuren bewusst. Möglicherweise kann ihre Weiterverwendung in Börnicke auch als Hinweis auf das Traditionsbewusstsein der Familie von Bredow verstanden werden, die zu den ältesten Adelsfamilien Brandenburgs gehörte.

Bei der jüngst erfolgten Untersuchung des Börnicker Altars konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden, wann die vier gotischen Heiligen, die paarweise die Wangen des Altares im Hauptgeschoss zieren, zu Evangelisten umgewandelt worden sind. Sie stehen in architektonisch geformten Nischen, in deren Giebeln man die geflügelten Evangelisten-Symbole Adler, Stier, Löwe und Engel bzw. Mensch erkennt. Die Figuren sehen heute etwas verunglückt aus und stehen nicht unter ihren angestammten Attributen. Das hat aber weniger mit dem Unvermögen des mittelalterlichen Bildschnitzers zu tun, als mit den mehrfachen Veränderungen, die die gotischen Skulpturen erfuhr. Ihre ursprünglichen Attribute sind bis auf ein Buch alle entfernt worden. Dabei wurden ihre Gliedmaßen grob beschnitten und die

Einschnitte mit gefalteter Leinwand kaschiert. Bei Lukas, dem legendären Maler des ersten Madonnenbildes, wurde diese so verlängert, dass damit noch die Verbindung zu einem Tafelbild als Attribut hergestellt werden konnte. Mit Hilfe von UV-Licht konnte auf dieser Leinwand eine im Tageslicht nicht mehr erkennbare Musterung sichtbar gemacht werden, die sich auch auf anderen in der Barockzeit hinzugefügten Details befindet. Die Schnurrbärte, die heute beim Betrachter für Heiterkeit sorgen, bestehen aus gezwirbelten Schnüren und sind das Ergebnis einer späteren Überarbeitung der Gesichter. Die Malkanten der Gesichtsfarbe verdecken feine Details auf den Kragen der Heiligen. Das undefinierbare, an einen Hammer erinnernde Attribut, das die Skulptur unter dem Stier in der Hand hält, ist erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts hinzugefügt worden. Die Kopfbedeckung dieser Figur, bestehend aus einer zipfligen Mütze mit Krone, zierte auch auf anderen märkischen Altären des Mittelalters verschiedene Skulpturen, aber niemals einen Evangelisten.

Nur noch die Befestigungslöcher der Nägel künden von dem Heiligen Georg und seinem Drachen, die auf dem Foto aus den 1930er Jahren im oberen Geschoss des Altares den gekreuzigten Jesus flankieren, verbunden durch die darüber befindliche Inschrift, die auf das Bild von der ehernen Schlange Bezug nimmt: „Gleich wie Moyses in der Wüsten eine Schlange...“. Die Darstellung



Darstellung der Taufe Christi in der Predella; Foto: Annett Xenia Schulz



12. August bis 3. September 2017

Ein Festival der Alten Musik mit Ausflügen zur Musik ferner Länder; 23 Konzerte in Kirchen, Ställen, Scheunen und Mühlen der Uckermark

Konzerte in Kirchen der Uckermark

Sonntag, 13. August 15 Uhr
Open Air beim Jüdischen Ritualbad Schwedt
Vom Balkan zu Bach
Neža Torkar, Akkordeon

Sonntag, 13. August 19 Uhr
Katharinenkirche in Schwedt
Fascination of Percussion
Double Beats – Ni Fan und Lukas Böhm

Samstag, 19. August 16 Uhr
Kirche Altkünkendorf bei Angermünde
Mr. Handels Trumpeters
Barocktrompeten Ensemble Berlin
Johann Pletzsch, Leitung
Musik von H. Purcell bis G.F. Händel mit bis zu acht Trompeten

Sonntag, 20. August 15 Uhr
Kirche Herzfelde bei Templin
Dolce affano
Studierende der Gesangsklassen der HfM «Hanns Eisler» Berlin
Robert Nassmacher, Leitung
Der römische Händel, seine Vorgänger und Zeitgenossen

Sonntag, 20. August 16 Uhr
Kirche Malchow, Göritz Malchow
Bilder einer Ausstellung
sonic.art Saxophonquartett
M. Ravel: «Le tombeau de Couperin», E. Grieg: «Aus Holbergs Zeit», M. Mussorgski: «Bilder einer Ausstellung»

Samstag, 26. August 19 Uhr
Franziskanerklosterkirche Angermünde
Kaiser Karl V. und die Reformation
Cécile Kempenaers, Sopran, Capella de la Torre
Katharina Bäuml, Schalmel und Leitung
Musik im Zeitalter der Reformation am spanischen Hof und im Umfeld Martin Luthers

Sonntag, 27. August 15 Uhr
Kirchlein im Grünen Alt Placht bei Templin
Ich bin eine Blume zu Saron
Ensemble Continuum
Werke von D. Buxtehude, J.Ch. Bach, G.Ph. Telemann u.a.

Samstag, 2. September 16 Uhr
Kirche Fergitz bei Gerswalde
La vita è dolce
Tim Severloh, Countertenor
ensemble fiorentina
Werke von A. Vivaldi, N.A. Porpora, J.A. Hasse

Samstag, 2. September 17 Uhr
Dorfkirche Biesenbrow bei Angermünde
Metamorphosis
Oscar Verhaar, Countertenor
Ensemble «astrophil & stella»
Musik des 16. und 17. Jahrhunderts; Konzert im Anschluss an die «Völkerwanderung» von Angermünde nach Biesenbrow

Sonntag, 3. September 15 Uhr
Dorfkirche Dauer bei Prenzlau
Incompleta
Musicarius Streichquartett
«Unvollendete» Musik von J.S. Bach J. Haydn u.a.

Sonntag, 3. September 18 Uhr
Dorfkirche Kunow bei Schwedt
Musik der Gegenreformation
opus5consort
Musik von der Spätrenaissance bis zum 18. Jh., eine Reise zu den Musikzentren Europas

Informationen und Kartenverkauf

Uckermärkische Musikwochen
T: 0331-9793301
E: info@uckermaerkische-musikwochen.de
www.uckermaerkische-musikwochen.de

des Hl. Georg mit seinem Drachen war in den Wirren der Reformation sehr populär.

Das Gemälde, das sich heute hinter dem Kruzifix befindet und die Trauernden mit Maria und Johannes darstellt, ist erst um 1700 hinzugefügt worden. Ob das Gemälde ein früheres ersetzte oder das Kruzifix vor der bogenförmigen Öffnung beim morgendlichen Gottesdienst von Sonnenstrahlen hinterleuchtet wurde, konnte nicht ermittelt werden. Die großen Fenster hinter dem Altar sind allerdings erst 1739 eingebaut worden. Der volutenförmige Abschluss über dem oberen Geschoss trägt die Inschrift: „ECCE AGNUS DEI“. Auf der Oberkante befindet sich noch ein abgebrochener Zapfen, vielleicht diente er als Befestigung für den auferstandenen Christus als Bekrönung des Altares.

Die nächste größere Renovierung ist ebenfalls am Altar vermerkt: „Secunda vice Renovatu 1739 F.W. Janssen“. Zu diesem Zeitpunkt hatten die katastrophalen Folgen des Dreißigjährigen Krieges dazu geführt, dass die Herren von Bredow in wirtschaftliche Turbulenzen gerieten und das kirchliche Patronat abgeben mussten. Börnicke gehörte ab 1652 zum Amt Oranienburg. Im 18. Jahrhundert teilten die in Klein Ziethen, Groß Ziethen, Staffelde und Flatow ansässigen Adligen sowie eine bürgerliche Familie aus Nauen das kirchliche Patronat in Börnicke mit dem König. Bei der Renovierung 1739 und der Überarbeitung des Wappenfrieses bewahrten die Beteiligten die Erinnerung an das Patronat der Familie von Bredow. Dabei wurden jedoch die Wappen der Stifterfamilie von Bredow und der Ehefrauen willkürlich am Altar angeordnet. Für uns scheinbar zusammenhanglos haben sich die neuen Patronatsherren mit ihren Wappen in den Fries am Altar eingefügt. Einzig an dem heutigen Wappen der Familie von Redern konnte das darunterliegende Wappen vollständig identifiziert werden. Es handelt sich um das Wappen der Bülows, eine Familie, die in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit der Familie von Bredow verbunden war. Der Altar erhielt damals seine heute noch sichtbare graue Marmorierung. Im 19. Jahrhundert klagte man mehrfach über den schlechten Zustand des Altares, der völlig vom Wurm zerfressen werde. Allerdings reichten 1867 fünf Taler aus, um die Altarwand aufzufrischen. 1932 ließ



Gotische Heiligenfiguren, zu Evangelisten umgestaltet: Matthäus und Markus; Foto: Werner Ziem



Evangelisten Lukas und Johannes

der Provinzialkonservator Blunck Bauzeichnungen von der Kirche in Börnicke, auch vom Altar, anfertigen. Den Auftrag zur Restaurierung erhielt die Werkstatt für Denkmalpflege unter der Leitung von Paul Thol. Seine Arbeit wurde durch den Beginn des zweiten Weltkrieges unterbrochen. Die Kunsthistorikerin Hannelore Sachs verhinderte 1978 eine Freilegung des Altares durch den Kirchenrestaurator Baum. Somit ist einer der interessantesten Altäre des Havellandes bis heute weitgehend erhalten geblieben. —

CHRISTA JEITNER

Himmlische Musikanten auf dem Heimweg Engel der Scherer-Orgel wurden restauriert – ein Zwischenbericht

Christa Jeitner ist bildende Künstlerin und Textilrestauratorin. Sie betreute drei Jahrzehnte den Gewänderschatz im Brandenburger Dom und ist Hauptautorin und Projektleiterin des Bestandskatalogs.



Paukenengel und Hände zum Halten der Schlagstöcke; Fotos: Dirk Zacharias

Wenn am 31. Oktober 2017 zum Abschluss der Reformationsdekade in der Bernauer Marienkirche die unter Mithilfe einer erfolgreichen Spendenaktion des Förderkreises Alte Kirchen restaurierten Engelfiguren, geschnitzten Holzpfeifen und Schmuckteile der Schererorgel von 1572/73 aufgestellt zu betrachten sein werden, lässt sich tief in die Zeitschichten blicken.

Man wusste, dass einige Schmuckelemente des Orgelprospektes die Zeiten überdauert hatten. Sowohl in

der Bernau-Chronik August Wernickes wie in den Inventarbänden von 1885 und 1939 sind sie verzeichnet. Nach dem Abriss der Orgel im Jahre 1864 befanden sie sich auf dem Schülerchor, einer offenen Sängerempore über der Sakristei. Diesen Raum richtete August Ewald im gleichen Jahr als Kirchenmuseum für nicht in Nutzung befindliche Kunstobjekte der Marienkirche ein. Bemerkungen in seiner handschriftlichen Chronik der St. Marienkirche legen nahe, dass die Bergung der Teile diesem historisch hochinteressierten Lehrer und Küster

zu danken sein dürfte. Ein beträchtlicher Teil der Figuren war seit 2003, dafür restauriert, im Haus der Brandenburgisch-Preussischen Geschichte in der ständigen Ausstellung präsent.

Zum Projekt „Kein Bildersturm“, einer Erschließung der reich ausgestatteten Marienkirche, mit dem sich die Gemeinde in den Jahren 2015 bis 2017 an der Reformationsdekade beteiligt, gehört die Restaurierung der Orgelfiguren und deren Aufstellung. Außerdem erfolgte die wissenschaftliche Erforschung der Archivalien, die Wolf Bergelt bereits 2016 als his-



Restaurierter Kinderengel, Flügel



Literatur-empfehlungen

Wolf Bergelt:
**Die ehemalige Scherer-
 Orgel in Bernau.**
 Historiografische Dokumenta-
 tion. (= Dokumente der
 Orgelwelt, Band 12).
 edition labium im Verlag
 Freimut & Selbst 2016;
 292 Seiten;
 ISBN: 978-3-7418-5316-6
 (www.epubli.de);
 38,00 Euro

Buchpräsentation

**11. Mai 2017 um 18 Uhr
 in der Bernauer
 Marienkirche:**

Brandenburgisches Landes-
 amt für Denkmalpflege und
 Archäologisches Landes-
 museum (Hg.):

Die Stadt in der Kirche.

**Die Marienkirche in Bernau
 und ihre Ausstattung.**

Bearbeitet von Hartmut
 Kühne und Claudia Rückert.
 Lukas Verlag, Berlin 2017;
 ISBN: 978-3-86732-260-7

toriografische Dokumentation unter dem Titel „Die ehemalige Scherer-
 Orgel in Bernau“ publizierte. Einen
 Auszug enthält der Tagungsband
 zum Projekt. (In „Offene Kirchen“
 wird 2018 über die Figuren, ihre
 Restaurierung und die Begründung
 für deren Aufstellung ausführlich
 berichtet werden.)

Diese von allen Scherer-
 Orgeln wohl am reichsten verzierte bilde-
 te ein adäquates Gegenüber zum
 prächtigen Wandelaltar. Macht die
 Anschaffung der Orgel 1572/73
 deutlich, welche Bedeutung die Or-
 gelmusik bereits zu dieser Zeit in der
 evangelischen Kirche einnahm, so
 zeigen die Engel, wie die Musik ver-
 standen wurde. Dass es Engel waren,
 beweisen die Flügel, wenn diese auch
 heute an den meisten Figuren feh-

len: Befestigungsspuren weisen dar-
 auf hin, dass Flügel eingesteckt oder
 aufgenagelt waren. Auch das Vor-
 handensein von Musikinstrumenten
 lässt sich nur noch in der Pauke des
 Kinderengels erleben, dessen Finger
 Schlagstöcke umschlossen.

Vor der nördlichen Westwand wer-
 den in neuem Arrangement alle Teile
 zusammengeführt und mit dem einst
 beweglichen taktschlagenden Engel
 über dem Sonnenrad, den Köpfen,
 dem Serpentbläser in seinem Ran-
 kenwerk und den beiden einzigartig
 mit Schnitzwerk verzierten Prospekt-
 pfeifen vereint. Die Engelpaare wer-
 den sich wieder gegenüber stehen.
 Die Aufstellung wird ahnen lassen,
 welche Position die Figuren in der
 Orgel einnahmen und welche Pracht
 der Prospekt einst ausstrahlte. —

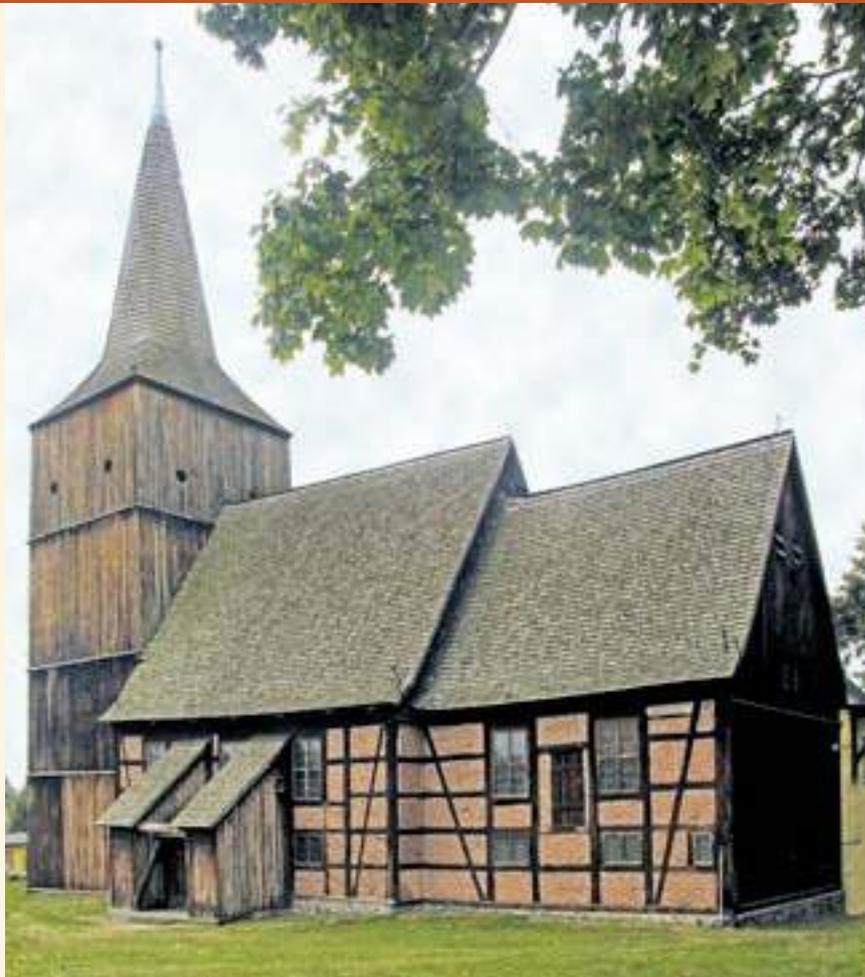
Überraschung hinter schlichter Fassade

Ein üppiges Bildprogramm im Geist des orthodoxen Luthertums in der Neumark

Magdalena Poradzisz-Cincio, Kunsthistorikerin, ist Teilnehmerin am Forschungsprojekt „Protestantische Architektur in Europa“. Als Doktorandin an der Universität zu Wrocław (Breslau) arbeitet sie an einer Dissertation zum Thema „Protestantische Kunst der frühen Neuzeit in der Neumark“.

Die Kirche in dem kleinen Dorf Klemzig (poln. Klepsk, Wojewodschaft Lebus, 9 Kilometer von Züllichau / Sulechów) ist ein kleines hölzernes Sakralgebäude mittelalterlichen Ursprungs. Nach der Einführung der Reformation wurde die ehemalige Blockbaukonstruktion der Seitenwände durch Fachwerk ersetzt. Im Jahr 1588 wurde an der Nordseite eine Sakristei mit Patronatsloge, 1657 an der Westseite ein Turm auf quadratischem Grundriss in Skelettkonstruktion angebaut. Laut Professor Jan Harasimowicz gilt die Kirche in Klemzig als Vorbild für den Umbau eines Sakralraumes mittelalterlichen Ursprungs im Geiste des Luthertums an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Wegen des ungewöhnlichen Reichtums ihrer Ausstattung kann die Kirche als eines der bedeutendsten Zeugnisse der Kunst des Luthertums in diesem Teil Europas betrachtet werden. Über dieses einzigartige Denkmal religiöser Kunst ist bislang keine monographische Publikation entstanden. Es erschwert die Forschungen, dass dem ehemaligen Kreis Züllichau-Schwiebus kein Band des Kataloges der Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg gewidmet wurde.

Im Jahr 1576 fand in Klemzig die offizielle Einführung der Reformation statt. Der erste evangelische Pfarrer in Klemzig war Balthasar Nevius aus Sommerfeld (poln. Lubsko), der im Jahre 1577 die Konkordienformel in Klemzig unterschrieb. Pastor Nevius



Die Dorfkirche in Klemzig; Foto: Magdalena Poradzisz-Cincio

begann, den Innenraum der Kirche im Geiste des evangelischen Kultus umzugestalten. Es kann angenommen werden, dass ihm das Ideenprogramm eines 1581 gestifteten Taufbeckens – das älteste Ausstattungsstück der frühen Neuzeit – zuzuschreiben ist. Das Taufbecken steht heute nahe der Kanzel an der Südwand des Chores.

Die rechteckigen Reliefbilder des Taufbeckens zeigen in nacheinander folgenden Szenen die Sintflut, den Durchzug durchs Rote Meer, die Taufe Christi sowie Christus als Kinderfreund und die Taufe des Kämmerers aus Äthiopien. Überdies gibt es hier selten an Taufsteinen dargestellte Szenen, wie die Hochzeit zu Kanaa, Christus und die Samariterin am Jakobsbrunnen sowie die Verklärung des Herrn.

Die narrativen Szenen, die das Taufbecken verzieren, betonen die heiligende Macht der Taufe in ihrer lutherischen Auslegung. Bei der Taufe – sacramentum initiationis – handelte es sich nicht nur um die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft, sondern auch um eine notwendige Bedingung für die Erlösung des Menschen.

Manche Szenen entsprechen dem üblichen Kanon der Darstellungen an Taufsteinen, wie er unter anderem in Schlesien, Brandenburg und Niedersachsen gestaltet wurde. Er umfasst Darstellungen, die sich auf das sogenannte Sintflutgebiet (Sintflut, Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer, Taufe Jesu im Jordan) sowie auf die Taufe der Kinder im Markusevangelium (Mk. 10, 13-16) beziehen.



Blick in den Altarraum; Fotos: Yvette Thormann

Die kubische Form des Taufbeckens zeichnet sich im Vergleich zu zeitgenössischen Taufbecken beispielsweise aus Pommern (z. B. in Dobra/Daber, Anfang des 17. Jh.) durch eine feinere und schlankere Gestalt aus.

Bei dem heutigen Erhaltungsstand des Taufbeckens, mit sichtbaren Verlusten an Farbschicht und Grundierung sowie Abriebspuren besonders im unteren Teil des Tauftisches, sind Restaurierungsarbeiten notwendig. Der Deckel sowie ein unterer Teil des Sockels stammen aus späterer Zeit; sie wurden 1931 rekonstruiert. Das Taufbecken von Klemzig ist das älteste und wichtigste Element der frühneuzeitlichen Innenausstattung der Kirche, die bislang noch nie einer umfassenden Restaurierung unterzogen wurde. Lediglich Altar und Kanzel wurden 2013 restauriert.

Der Altar, dessen Struktur die komplizierte Geschichte einer kleinen Dorfkirche widerspiegelt, ist ein höchst interessantes Beispiel für Altaraufsätze in der Neumark. Das Retabel stammt aus dem Mittelalter, sein Mittelteil war ursprünglich ein Flügelaltar. Im Mittelschrein ist die Figur der Gottesmutter mit dem Kind zu bewundern, von zwei Engeln gekrönt und von je zwei Heiligenfiguren flankiert. Auf den Flügeln sind in jeweils drei Registern Heilige mit ihren Attributen, auf den Außenseiten die Verkündigung an Maria dargestellt.

Im Jahr 1610 wurde der Altar renoviert und gleichzeitig um eine Predella bereichert. Dank einer Inschrift im oberen Teil erfahren wir, dass sie von Melchior von Unruh gestiftet wurde. 1667 stiftete Sebastian von Troschke eine neue, höhere Bekrönung des Al-

tars. Somit wurde das mittelalterliche Erbe von den Lutheranern nicht völlig abgelehnt, sondern durch zusätzliche Darstellungen „reformiert“, wie zum Beispiel durch das Abendmahl in der Predella mit dem Motiv von vier brennenden Kerzen oder durch die Kreuzigung innerhalb einer Landschaft mit der Stadt Jerusalem im Hintergrund in der Bekrönung.

Ein weiteres ikonographisch interessantes Ausstattungstück ist die 1614 gestiftete **Kanzel**. Der Kanzelkorb wurde „laut der Tradition“ mit Reliefdarstellungen der vier Evangelisten (Matthäus, Markus, Lukas und Johannes) zwischen Hermen verziert. Die Unterseite des Baldachins zeigt eine gemalte Darstellung der Heiligen Dreifaltigkeit mit zwei anbetenden Engeln. In kunsthistorischer Hinsicht sind die untypischen vollplastischen Darstellungen von Martin Luther und Philipp Melanchthon an der Kanzeltür besonders bemerkenswert sowie die ungewöhnlich drastische Szene der Enthauptung Johannes des Täufers, die sich am hinteren Wändchen, an der Seite des Chorraumes befindet. Diese Märtyrerszene kann sicherlich im Zusammenhang mit den religiösen Unruhen während der Stiftungszeit der Kanzel erklärt werden – in politischer und religiöser Hinsicht handelte



Darstellung des Jüngsten Gerichts an der Westwand des Chorraumes



Allegorische Darstellung an der Südempore

es sich um ein für einen lutherischen Prediger unsicheres Zeitalter. Es sei nur daran erinnert, dass erst gegen Ende des Jahres 1613 Kurfürst Johann Sigismund zum Calvinismus konvertiert war. Bei der Analyse der weiteren Darstellungen an der Kanzel ist festzustellen, dass hier in Wort und Bild die Würde des Predigeramtes betont wird.

Das ungewöhnlich ausgedehnte ikonographische Programm der Kirche findet sich auch auf den Gemäldedarstellungen an den Emporen. Die älteste von ihnen im südlichen Kirchenschiff stammt von 1586 und zeigt sechs Szenen aus dem Alten Testament, von der Schöpfung bis zur Vertreibung aus dem Paradies. Jede ist mit einem didaktischen Kommentar versehen.

Bemerkenswert sind auch die Darstellungen an der Südempore. Hier befinden sich die Allegorien der fünf

Sinne: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten. Manche Forscher interpretieren diese verhältnismäßig selten in einem Sakralraum auftretenden Motive als Warnung vor moralischen Verfehlungen. Noch stärker didaktisch betonten die Darstellungen auf beiden Seiten der Empore (Mystisches Lamm, Himmlisches Jerusalem, Erlösungsweg sowie ein sündiger Mensch gegenüber dem Kreuz) den wahren Sinn der menschlichen Existenz – das Streben nach Gott und damit nach der Erlösung. Denn was zählen die weltlichen Vergnügungen gegenüber der Erlösung?

Die Emporen auf der Nordseite des Chorraums zeigen im Westen zahlreiche Wunder, die Jesus Christus bewirkte, auf der Ostseite hingegen große Sünder.

Die Westempore wurde mit einem Gemäldezyklus der Zehn Gebote verziert, der von der Darstellung Mose auf dem Berg Sinai eröffnet wird. In der Szene, die das dritte Gebot illustriert, ist der Innenraum der Kirche von Klemzig zu sehen, während ein Pfarrer von der Kanzel eine Predigt hält.

Der große Reichtum an Bildern und Schrifttafeln in dieser Kirche wird durch interessante Gemäldezyklen an der Decke ergänzt. Im Schiff gibt es die Darstellungen der Apostel (auf der Nordseite), der Propheten (auf der Südseite) und der Tugenden (auf der Westseite). Die östliche Giebelwand des Chorraumes zeigt eine monumentale Verkündigung, die Westwand das Jüngste Gericht, die Decke schmücken weitere biblische Szenen.

Unterhalb der Decke, an der Ost- und Westwand des Langhauses, ist ein Streifen mit Stuckdekorationen, mit Rosetten sowie Tondi mit Engelsköpfchen, im Mittelteil hingegen mit

der Kreuzigungsszene und den Figuren von Adam und Eva zu sehen. In einem der Tondi steht die Jahreszahl 1593 – wahrscheinlich kennzeichnet dieses Datum das Ende der ersten Umbauphase der Kirche, bei der auch die Wandkonstruktion umgestaltet wurde.

Die meisten Elemente der komplexen Innendekoration der Kirche in Wort und Bild entstanden in den Jahren 1603 bis 1622, als Stephan Holstein hier Pfarrer war. Er war dank des großzügigen Engagements seitens der Stifter aus den Geschlechtern von Kalkeuth und von Unruh in der Lage, ein ikonographisches Programm im Sinne eines Katechismus zu verwirklichen. In den folgenden Jahrzehnten sind einige kleinere Stiftungsakte und Umgestaltungen des Kircheninnenraumes zu verzeichnen. Ein wichtiges Ereignis war 1822 die Stiftung der Orgel, deren Schöpfer ein lokaler Orgelbauer, Ludwig Hartig aus Züllichau, war. Dank der Bemühungen seitens der Pfarrgemeinde und der unermüdlichen Haltung des Pfarrers Olgierd Banas' wurde das Musikinstrument in den Jahren 2006 bis 2009 einer gründlichen Restaurierung unterzogen und erlangte dadurch seine Pracht wieder.

Das schlichte und äußerlich unauffällige Kirchengebäude in Klemzig lässt keineswegs auf das umfassende und facettenreiche theologische Programm der üppigen Ausstattung in Wort und Bild schließen. Zweifellos handelt es sich hierbei um eines der wichtigsten Beispiele der Sakralarchitektur auf dem Gebiet der Neumark. Es bleibt zu hoffen, dass diesem Kunstdenkmal in der Zukunft eine erschöpfende Monographie gewidmet wird, die seinem Reichtum an reformatorischer Bildgestaltung und Ikonographie Rechnung trägt. —

Innenraum nach Westen



ALFRED ROGGAN

Schmuck für die Himmelshochzeit

Die Gedenk- und Totenkränze in der Kirche zu Friedland (Niederlausitz)

Dr. Alfred Roggan leitete bis zum Ruhestand die Denkmalschutzbehörde der Stadt Cottbus.

Vorgänge des Sterbens gehörten in alten Zeiten wohl viel mehr zum Alltag als es in der Gegenwart vorstellbar ist. Jedoch verband sich mit dem Sterben von Kindern und jungen Erwachsenen von jeher ein besonders tief empfundener Einschnitt, der auch zu besonderen Gedenk-Ritualen führte. So gab es in der Niederlausitz, wie auch im ganzen deutschen Raum, mindestens seit dem 16. Jahrhundert die Tradition der Stiftung von Totenkronen und -kränzen für verstorbene Kinder wie auch für unverheiratet verstorbene Erwachsene. Der Brauch steht nach heutigem Verständnis im ursprünglichen Zusammenhang mit dem biblischen Gedanken der Verleihung der Ewigen Krone für ein in Reinheit geführtes Leben wie auch als übertragendes Sinnbild der Himmelshochzeit (Jakobus 1,12 bzw. Offenbarung 2,10). In späteren Zeiten stand das „Bewahrende Erinnern“ in den Familien und in den kirchlichen Gemeinden zumindest gleichberechtigt bei dieser Sitte Pate. Nach Sylvia Müller-Pfeifruck hat sich dieser Brauch in den sorbischen/wendischen Gegenden Ostdeutschlands länger gehalten als in vergleichbaren anderen Landschaften. Allerdings kann man auch eine gewisse Distanziertheit von Teilen der Geistlichkeit diesem Brauch gegenüber verzeichnen. Für beides – den Brauch des Stiftens wie auch die Distanz zu diesem Brauch – bietet die 1904 herausgegebene Chronik des Lieberoser Oberpfarrers Karl Krüger einen Beleg. Er schreibt, dass es 1881 einen Blitzeinschlag in den Lieberoser Kirchturm gab, der in der inneren, zum Turm gelegenen Kirchenwand einen Glaskasten mit Totenkronen zersplitterte und weit in die Kirche schleuderte, „so als wollt er sagen: Du gehörst nicht ins Gotteshaus.“



Die Kirche zu Friedland 2016; Fotos: Alfred Roggan



Innenansicht Kirche Friedland um 1932; Foto Maiwald im Archiv von Bodo Knöfel, Friedland

In vielen Kirchen der Region sind mit unterschiedlichen Begründungen (Brandschutz, größere Baumaßnahmen u. a.) die Kronen und Kränze ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts beseitigt oder im günstigsten Falle auf die Kirchenböden verbannt worden. Ein prominentes Bedauern über diesen Umgang mit einer Gedenkkultur ist von Theodor Fontane überliefert. Er

schreibt in seinen Märkischen Wanderungen: „Es ist jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieses Schmuckes zu berauben. Soll alles fort, was diesen Stätten Poesie und Leben lieh?“ Heute könnte seine Kritik durchaus auf Unverständnis stoßen, denn die Fülle der zur Zeit (bzw. zur Unzeit) gemachten Fotografien lässt vergessen, dass ein Gedenkkranz bis zum Ende des 19. Jahrhunderts oft

das Einzige war, was auf Dauer in der Familie und in der Kirchengemeinde an einen nahen Menschen erinnerte. Doch wurde die „Beräumung“ der Gedenkkronen und -kränze nicht in allen Kirchengemeinden durchgeführt.

Etwa zwölf Kilometer südlich der alten Kreisstadt Beeskow befindet sich die Kleinstadt Friedland. Im dortigen Kirchenarchiv werden 35 gerahmte Sterbe-Gedenkkränze des 19. Jahrhunderts aufbewahrt. Dieser Fundus stammt aus einer Zeit, in der zwar die hohe Individualität der Fertigungen des 18. Jahrhunderts nicht mehr erreicht wurde, aber aus dem dekorativen Schmuck, den gefertigten Blumen und den persönlichen Texten sprechen gleich gebliebene tiefe Auferstehungshoffnungen. Ein um 1932 entstandenes Foto des Innenraumes der Friedländer Kirche vermittelt die ursprüngliche Anordnung der Gedenkkränze rechts der Kanzel.

Dieser Bereich ist nach der Kirchnerweiterung (1825 – 1829), die große Veränderungen an der originalen Ausstattung wie dem Gestühl, den Emporen und dem Altarstandort erbrachte, offensichtlich von der Gemeinde für Gedenktafeln sowie Totengedenkkronen vorgesehen worden. Jedenfalls stammt der erhaltene Fundus an Gedenkkronen und -kränzen aus der Nach-Umbauzeit. Aber auch dieser Bestand, der zwischen 1833 und 1885 entstanden ist, war wiederum bei einer bevorstehenden Baumaßnahme hoch gefährdet. Seinen Erhalt verdankt er der Umsicht des Gemeindegemeinderates, der vor der Kirchensanierung der 1990-er Jahre den unbeschädigten Teil dieser Gedenkkronen und -kränze sicherte. Das waren zwar nur etwas über 50% des alten Bestandes - dennoch verfügt Friedland nach bisherigen Feststellungen mit 35 erhaltenen Beispielen über den größten Fundus an Gedenkkränzen in der Niederlausitz.

Im Jahre 2010 erfolgte unter maßgeblicher Beteiligung des Pfarerehepaars Kathleen und Hartmut Renziehausen sowie der Kustodin Martina Noack vom Wendischen Museum zu Cottbus die Bestandsaufnahme. Zusätzlich wurde die Aufnahme mit der Sichtung der Kirchenbücher um einen wichtigen Punkt erweitert, denn die oft umschreibenden und ausschmückenden Texte der Gedenkkränze konnten so zu den tatsächlichen Todesanlässen in Verbindung gesetzt werden und gaben berührende Blicke frei auf Kriege, Unglücke und schwere Volkskrankheiten der damaligen Zeit.



Gedenkkranz für Johann Friedrich Karras, Güntersdorf (1841 – 1865)

JOHANN FRIEDRICH KARRAS aus Güntersdorf

<i>In des rauhen Nordens Schnee und Eise standest du bei Düppel Deinen Mann</i>	<i>Kaum erst in die Heimat eingerückt Wo die Brüder jauchzend Dich umstanden</i>
<i>kamst nach tapferer Soldatenweise</i>	<i>Von Medaillen und mit Ordensbanden –</i>
<i>Durch die Flut bei Alsen kühn mit an. Fürchtest nicht Kugeln, noch Kanon</i>	<i>Findest Du im friedlich stillen See Kühn als Schwimmer fest, wie in Gefahren</i>
<i>Warst dem Vaterland ein treuer Sohn.</i>	<i>Deinen stillen Tod – ! O menschlich Weh! So kann Gottes Will sich offenbaren.</i>

Geboren den 11. Februar 1841
Gestorben den 25. Mai 1865.

Zur Todesursache steht im Kirchenbuch:

„In einem Teiche nahe bei Weichensdorf beim Pferde-Schwemmen ertrunken.“



Gedenkkranz für Emilie Maria Staar, Zeust (1860 – 1864)

Unserer lieben Tochter **Emilie Maria Staar**

<i>Ruhe sanft, die Friedensengel</i>	<i>Einer Rose gleichst Du, fast entblättert,</i>
<i>führen Dich auf schöner Himmelsbahn,</i>	<i>wie die Lilie, die der Sturm geknickt.</i>
<i>hin sind alle Erdenmängel</i>	<i>Deine Lebensblüthe ist zerschmettert,</i>
<i>schön verklärt wirst Du den Sternen nahn.</i>	<i>Grausam hat der Tod sie abgepflückt.</i>

Das Kind verstarb laut Eintrag im Kirchenbuch „infolge von Brandwunden.“



Gedenkkränze für Friedrich Ferdinand und Johann Friedrich Lehmann, Zeust (1872/1869 – 1881)

Friedrich Ferdinand Lehmann

geboren den 15. Mai 1872 fand durch Ertrinken am 2. Januar 1881 seinen Todt Sohn des Bauern Gottfried Lehmann Zeust

So schlumre du in stillem Frieden den unser Herz im Todt noch liebt Doch viel zu früh von uns geschieden das macht die Trennung uns so schwer Doch lag es in des Höchsten Plan

Was Gott thut das ist wohl getan.

Johann Friedrich Lehmann

geboren den 7ten September 1869 fand ebenfalls am 2. Januar 1881 durch Ertrinken wie sein Bruder seinen Todt Sohn des Bauern Gottfried Lehmann Zeust

Weinend legen wir dich nieder in das stille Schlafgemach Niemals kehrt du zu uns wieder Ach drum weinen wir dir nach. Doch einst schlägt die schöne Stunde

Wo wir froh uns wiedersehn

Und vereint im schönsten Bunde

Vor dem Throne Gottes stehen.

Die Bewahrung dieser – oft mehr zufällig erhaltenen – Zeugnisse einer alten Gedenkkultur bereitet den jeweiligen Kirchengemeinden große Sorgen. Wenn es schon für die Erhaltung bedeutsamer Kunstwerke in unseren Kirchen viel zu geringe finanzielle Unterstützungen gibt, so liegen Gedenkkronen und -kränze als Zeugnisse handwerklicher Kleinkunst und gelebter Volksfrömmigkeit schon fast jenseits jeder Fördermittelpolitik. Doch beides – die Kunst im Großen wie auch die im Kleinen – hat über lange Zeiträume als Willensausdruck der Kirchengemeinden das Erscheinungsbild vieler Kircheninnenräume geprägt. Und in diesem Zusammenhang soll nochmals an die anfangs genannte Kritik Theodor Fontanes erinnert werden: „*Es ist jetzt Sitte geworden, die Kirchen dieses Schmuckes zu berauben. Soll alles fort, was diesen Stätten Poesie und Leben lieh?*“ – und das an Glaube, Liebe und Hoffnungen früherer Zeiten erinnert. —

Allein sieben der 35 Gedenkkränze aus der Friedländer Kirche sind für ertrunkene Kinder und Erwachsene gestiftet worden.

Anzeige

MUSIK SCHULEN ÖFFNEN KIRCHEN LAND BRANDENBURG

Junge Musikerinnen und Musiker der Musikschulen Brandenburgs präsentieren in diesem Jahr 76 Benefizkonzerte in brandenburgischen Dorf- und Stadtkirchen. Orchester, Ensembles und Chöre, Solisten – darunter «Jugend musiziert»-Preisträger – bieten ein vielfältiges musikalisches Spektrum für Groß und Klein. Sie laden zu musikalischen Reisen durch verschiedene Länder und Jahrhunderte ein, präsentieren sinfonische Klänge, Kammermusik, chorale Werke, aber auch Jazz, Filmmusik und Bigband-Sound.

Mit den Spendeneinnahmen unterstützen die Musikschulen den Erhalt wertvoller Kulturdenkmäler wie Glockenanlagen, Kirchtürme oder Orgeln.

SCHIRMHERRIN: DR. MARTINA MÜNCH, MINISTERIN FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KULTUR
GEFÖRDERT VOM MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KULTUR DES LANDES BRANDENBURG

ALLE KONZERTE UND INFOS UNTER: WWW.MUSIKSCHULEN-OEFFNEN-KIRCHEN.DE



„...all mein gebein bewahren thut“

Die Gruft der Familie von Graevenitz in Schilde

Dr. Regina Ströbl und Dr. Andreas Ströbl (Forschungsstelle Gruft in Lübeck) beschäftigen sich seit vielen Jahren mit neuzeitlicher Bestattungsarchäologie und haben zahlreiche Gräfte im ganzen Bundesgebiet dokumentiert.



Dorfkirche Schilde von Süden;
Foto: Wolf-Dietrich Meyer-Rath

Die Grablege der spätestens seit dem 15. Jahrhundert in Schilde (Prignitz) ansässigen Familie von Graevenitz ist ein kleiner, um 1730 errichteter Anbau am Rechteckchor der Schilder Dorfkirche.

Als der zwischenzeitlich zugemauerte Gebäudeteil für die erste wissenschaftliche Begutachtung 2014 geöffnet wurde, bot sich ein aus Gräften leider nur allzu vertrautes Bild: Die Holzsärgen waren aufgebrochen, Deckelteile lagen wild durcheinander auf den teilweise verschobenen Untersärgen, dazwischen befanden sich Unrat, große Mengen von Sand und menschliche Gebeine. Es wird erzählt, dass sowjetische Soldaten die Gruft zum Kriegsende geplündert und dafür alle Särgen auf den Kirchhof geräumt hätten. Dass „die Russen“ die Särgen geöffnet hatten, scheint den Tatsachen zu entsprechen. Allerdings war die Gruft auch in den anschließenden Jahrzehnten relativ einfach zugänglich und einige der Dorfbewohner berichten, dass sie als Kinder zuweilen in das Innere geklettert waren.

Um zumindest die Totenruhe nicht weiter zu stören, verschloss man die Gruft schließlich und stand später während der umfangreichen Sanie-

rungsarbeiten der gesamten Kirche vor der Frage, was mit dem Inventar geschehen könne. Alle Beteiligten aus der Familie, der Kirchengemeinde und der Denkmalbehörde waren sich rasch einig, dass die Würde dieses Bestattungsortes wiederhergestellt werden sollte. Es wurde entschieden, den Befund wissenschaftlich untersuchen zu lassen und die Bestattungen in einen Zustand zu bringen, der dem ursprünglichen möglichst nahe käme.

Nach der ersten Zustands-Dokumentation wurde deutlich, dass insgesamt vierzehn Personen in der Gruft beigesetzt worden waren, neun Erwachsene und fünf Kinder. Lediglich ein einziger Kindersarg war nicht geöffnet worden; er ist bis heute original verschlossen.

Die Särgen bzw. die auseinandergebrochenen Bauteile wurden behutsam Stück für Stück in die Kirche gebracht, die für die folgenden Monate als temporäre Werkstatt diente. Dabei halfen zahlreiche Bewohner aus Schilde und Umgebung, die auch beim Sieben des zwischen und unter den Bestattungen liegenden Sandes assistierten. Bei dieser Ausräumung erhärtete sich der Eindruck, dass die Särgen zwar verschoben worden waren, um an den Inhalt zu gelangen, aber sie schienen noch nahezu in der historischen Aufstellung zu stehen. Alle Särgen aus der Gruft zu räumen hätte für die Plünderer einen überflüssigen Aufwand bedeutet. Bestärkt wird diese Annahme durch folgenden Umstand: Zwei Särgen sind durch Inschriften eindeutig zeitlich bestimmt und die kunsthistorische Ansprache der übrigen Objekte bestätigte, dass ganz hinten in der Südwestecke der älteste, wohl aus dem späten 17. Jahrhundert, und gleich vorne beim Eingang der jüngste Sarg, 1809 durch die Inschrift datiert, stand.

Wesentlich für solche Gruftkammern ist eine gute Belüftung, die in Schilde durch ein Fenster an der Südseite, also gegenüber dem alten Zugang, gewährleistet wurde. Dass diese Belüftung hervorragend funktioniert hat, zeigen die sehr gut erhaltenen hölzernen Bauteile. Alles, was Bodenberührung hatte, war jedoch stark verfault. Ursprünglich standen die Särgen auf einem Mauervorsprung und hölzernen Bänken, von denen nur noch eine erhalten ist.

Bei der Ausräumung wurde unter dem kleinen Fenster in einem Sarg Munition aus dem 2. Weltkrieg gefunden. Offensichtlich hatten Wehrmachtsangehörige als Verteidigungsvorbereitung für den russischen Einmarsch in der Gruft eine MG-Stellung eingerichtet; der Anbau mit seinen dicken Mauern und dem schießschartenartigen Fenster mit Blickrichtung auf die Dorfstraße hatte sich für diesen Zweck strategisch angeboten.

Diese Gruft war nicht die erste an diesem Standort; eine bauhistorische Untersuchung konnte einen Vorgängerbau nachweisen, der aber nicht eindeutig datiert ist. In jedem Falle sind zwei Särgen älter als „um 1730“; der Sarg aus der Südwestecke ist aller Wahrscheinlichkeit nach der von Hans Friedrich von Graevenitz (gest. 1697). Der wuchtige Sarg dominiert allein von der Größe her alle anderen des Bestandes und fällt durch die teilweise erhaltene goldene Inschrift auf, von der noch einige Strophen des Kirchenliedes „Ich hab mein Sach Gott heimgestellt“ zu lesen sind. Im Text - das Titelzitat stammt daraus - wird die leibliche Auferstehung thematisiert, um die es auch in einem Bibelzitat (Hiob 19, 25-27) geht, das ebenfalls auf dem Sarg schwach zu entziffern ist.



Vorzustand der Grablege der Familie von Graevenitz; Fotos: R. und A. Ströbl

In jedem Falle seiner Tochter Anna Maria von Graevenitz (gest. 1729) zuzuordnen ist der unmittelbar davor stehende Prunksarg, der durch golden und silbern glänzende Zinn-/Blei-Beschläge auf schwarz bemaltem und lackiertem Holz besticht. Teile der Ahnenprobe, also Wappen der Vorfahren der Verstorbenen, sind noch auf einer Deckelwange zu sehen. Besonders eindrucksvoll sind die Griffbeschläge in Form von asiatisch wirkenden Maskarons und die verschlungenen Monogramme auf den Untersargwangen, die noch ihren ursprünglichen Glanz bewahrt haben. Dieser Sarg wurde bereits zu Lebzeiten Anna Marias hergestellt, was sich an der gravierten Inschrift ablesen lässt. Diese ist säuberlich und gekonnt in die Zinn-/Blei-Tafel eingeschnitten, lediglich das Todesdatum hat eine sichtbar ungeschicktere Hand nachträglich eingefügt.

Ihre Halbschwester – der Vater hatte nach dem Tod ihrer Mutter ein zweites Mal geheiratet – war die berühmte Wilhelmine von Graevenitz (1685–1744), die Mätresse des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg (1676–1733), eine zumal für diese Zeit politisch und gesellschaftlich ungemein einflussreiche Frau.

Die jüngste datierbare Bestattung ist die von Heinrich Wilhelm von Graevenitz, der zwar 1809, also in der Epoche des Empire, gestorben ist, dessen Sarg aber traditionell barocke Formen und vor allem Beschläge zeigt. Alle übrigen Särge lassen sich aufgrund fehlender Beschriftungen bzw. Metalltafeln keinen Personen zweifelsfrei zuweisen. Sie dürften alle aus dem 18. oder spätestens dem frühen 19. Jahrhundert stammen. Ein Sarg ist mit Rocailles, typischen Rokoko-Ornamenten, verziert und ist daher in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts einzuordnen.

Die fünf Kindersärge sind sehr schlicht gearbeitet, teils verfügen sie nicht einmal über Griffe oder andere Metallbeschläge.

Die Bestattungen wurden interdisziplinär untersucht, das heißt, die Särge wurden unter kunsthistorischen



Prunksarg für Anna Maria von Graevenitz (gest. 1729)

Aspekten dokumentiert, die Mumien bzw. Gebeine von einer Anthropologin gesichtet und die kargen Reste der Bekleidung wie Schuhe und Knöpfe kostümhistorisch begutachtet. Weitere Beigaben haben sich nicht erhalten oder waren während der Plünderungen entwendet worden.

Sämtliche Sargteile aus Holz und Metall wurden behutsam gereinigt, die durch Fäulnis angegriffenen Hölzer gefestigt und die Beschlagteile mit einem speziellen Öl vor weiterer Korrosion geschützt. Diese konservierenden Sicherungsmaßnahmen wurden durch den Neubau von Untersärgen, wo diese entweder völlig verrottet oder nicht mehr tragfähig waren, sowie die Ergänzung durch neue Bauteile bzw. Stabilisierungsstrukturen abgerundet.

Bis auf zwei Särge, deren hölzerne Bauteile zu stark vergangen waren und nur in Fragmenten vorliegen, konnten so alle Objekte wieder in einen möglichst originalgetreuen Zustand versetzt werden. Die menschlichen Überreste ruhen, in Leinentücher eingeschlagen, wieder in den Särgen. In einer vorbildlich organisierten Gemeinschaftsaktion wurden die Särge in der historischen Aufstellung zurück in die Gruft gebracht und stehen auf Backsteinen mit Dachpappe, sodass die Luftzirkulation wiederhergestellt und eine erneute Beschädigung durch Feuchtigkeit weitestgehend ausge-

schlossen ist. Das Fenster ist mit einem Lochgitter und einem Edelstahlstab verschlossen worden, den Zugang schützen eine starke Tür aus Eichenholz und ein verschließbares Eisengitter. Die feierliche letzte Aussegnung ist für den Ostermontag 2017 geplant.

Das Projekt wurde finanziert durch die Evangelische Kirchengemeinde Schilde, die Familie von Graevenitz mit Georg Wilhelm von Graevenitz als Vorsitzendem des Familienverbandes und den Evangelischen Kirchenkreis Prignitz. Die Projektleitung übernahm Dr. Andreas Draeger als Vorsitzender des kreiskirchlichen Bauausschusses, die Planung oblag dem Architekturbüro Wieck mit Matthias und Peter Wieck. Verantwortlicher Betreuer der Unteren Denkmalbehörde des Landkreises Prignitz war Gordon Thalmann.

An der baulichen Wiederherstellung waren der Restaurator Björn Schewe, der Baubetrieb Nickel und Weger, die Zimmerei Klimaschewski und die Dachdeckerei Draber beteiligt. Die Tischlerei Jirjahn ergänzte die stark beschädigten Särge, baute neue Untersärge und die neue Grufttür. Alfons Tamm stellte eine metallene Gittertür zur Sicherung her.

Dr. Bettina Jungklaus übernahm die anthropologische Untersuchung der menschlichen Überreste.

Tatkräftige und unkomplizierte Hilfe erhielten die Archäologen durch Pastor Sacha Sommershof, Gordon Fähling mit Anni-Helene, Ina-Maria und Martina, Marcel Tempel, Michael Beyer, Maik Schmidt, Karsten Behn und Frank Köhler. Ein ganz besonderer Dank geht an Hiltraud und Herbert Pachura für vielfältige Hilfe und Unterstützung sowie die Versorgung des gesamten Teams mit Speisen und Getränken.

Zustand der Grablege nach Abschluss der Konservierungsarbeiten





Die Restauratorin Carolin Pult bei der Arbeit; Foto: privat

SUSANNE GLOGER

Rettung mit Japanpapier und Störleim Erste Ergebnisse einer Restaurierung

Susanne Gloger ist Kunsthistorikerin und Referentin beim Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Der jährliche Spendenaufruf des Förderkreises Alte Kirchen unter dem Thema „Ver-gessene Kunstwerke brauchen Hilfe“ galt im Advent 2015 einem Altartafel in der Stadtkirche von Ruhland (OSL).

Der spätmittelalterliche Schrein von 1510 stammt sicherlich aus dem Vorgängerbau der Kirche, die nach dem Stadtbrand von 1772 neu errichtet worden war. Nach der Einführung der Reformation wurde er um 1600 offenbar umgestaltet und zwischenzeitlich in der alten, heute nicht mehr bestehenden Friedhofskapelle aufgestellt. Wann er wieder in die Stadtkirche gelangt ist, ist vorerst nicht zu klären.

Der Schrein zeigt Maria mit dem Christuskind, flankiert von Kaiser Heinrich II. und König Sigismund, zwei als Heilige verehrte Herrscher des späten Mittelalters. Ein Relief mit der ausdrucksstarken Darstellung des Marientodes war beim Umbau als Bekrönung darübergesetzt worden, während eine Predella mit der Darstellung von Jesus und den Aposteln unter Rundbögen sowie zwei Flügel mit den Wappen der Patronatsfamilien den Altaraufsatz komplettierten.

Die Zeitläufte haben dem qualitativollen Retabel stark zugesetzt. Schädlingsbefall ging an die Substanz und die ausdrucksstarke Bemalung löste sich an vielen Stellen. So war es höchste Zeit – „fünf Minuten vor Zwölf“ wie Fachleute urteilten – Maßnahmen zur Rettung zu ergreifen. Und ein großes Glück, dass die junge angehende Restauratorin Carolin Pult ihre Diplomarbeit einem brandenburgischen Thema widmen wollte. Selbst aus der Niederlausitz

stammend, zog es sie nach ihrem Studium in Dresden wieder in heimatische Gefilde. Ihre dreibändige Arbeit dokumentiert ausführlich die gründliche Recherche, die sorgfältigen konzeptionellen Überlegungen und ihr behutsames Vorgehen in Ruhland.

Die Gemeinde verfolgte, stolz auf die Qualität und Schönheit der ihr anvertrauten Ausstattungstücke, die verantwortungsvolle Arbeit Carolin Pults. Vorsichtig wurden die Figuren aus dem Schrein gelöst, um eine gründliche Reinigung vorzunehmen. Mit viel Fingerspitzengefühl konnten jahrhundertalte Verschmutzungen gelöst werden, um dann brüchige Farbstellen zu befestigen, Fugen zu schließen und Fehlstellen auszugleichen. Dabei kamen Hasenhaut- oder Störleim zum Einsatz, organische Festigungsmittel, deren besondere Eigenschaften je nach Notwendigkeit das beste Ergebnis boten. Kleinste Farbschollen wurden wie in einem Puzzle zusammengefügt, gänzlich verlorene Partien dezent angeglichen, feinste Späne zur Sicherung an lockeren Stellen eingesetzt. Besonders aufwendig war die Konservierung des Pressbrokats an der Rückwand des Schreins. Hier konnte Carolin Pult nur mit Hilfe von Japanpapier die brüchige Oberfläche festigen, sonst hätte selbst eine vorsichtige Berührung mit dem Pinsel weitere Schäden verursacht.



Maria mit dem Christuskind vor und nach der Konservierung; Fotos: Carolin Pult

Im Rahmen ihres Diploms konnte sie so den Mittelschrein konservieren und das Relief des Marientods untersuchen.

So bleibt noch einiges zu tun, bis das Retabel wieder zusammengesetzt werden kann. Aber alle hoffen sehr, dass es weitergeht, mit Hasenhautleim und Japanpapier, um den kostbaren mittelalterlichen Schatz in der Stadtkirche Ruhland wieder in seiner ganzen Schönheit bewundern zu können. Glückwunsch an die Gemeinde zu einer Aufgabe, die mit so viel Sorgfalt begonnen wurde und eine Restauratorin wieder nach Brandenburg geführt hat! —

Zeitzeichen und offene Wunden

Die Johanniskirche in Brandenburg an der Havel

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von „Alte Kirchen“, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Der Blick über den Fluss zur Johanniskirche am Havelufer gilt schon seit Jahrhunderten als eine der schönsten Ansichten der Brandenburger Altstadt. Unverändert scheint dem fernen Betrachter heute die mittelalterliche Franziskanerkirche mit ihren Lanzettfenstern im Chor, dem hoch aufragenden steilen Dach und dem schlanken Turm samt seiner schlichten geschwungenen Haube. Erst beim Näherkommen könnte ein aufmerksamer Beobachter stutzig werden angesichts der Dacheindeckung mit Kupferblech. Vollends verblüfft aber dürfte er vor der Westfassade stehen: eine bis in den Dachfirst reichende Glaswand, in der sich der Himmel spiegelt und die Einblick gibt in das riesige, leere Kirchenschiff mit seinen Narben aus Zeiten der Zerstörung.

Zwischen diesen beiden Polen liegt eine lange Geschichte, die insbesondere in den jüngsten sieben Jahrzehnten geradezu dramatisch war.

Begonnen hatte die Geschichte im 13. Jahrhundert, als das Franziskanerkloster Ziesar in die Altstadt Brandenburg verlegt wurde. Die der Armut verpflichteten Mönche bauten eine schlichte, schmucklose Backsteinkirche auf rechteckigem Grundriss, der bis heute erkennbar ist. Zwei Jahrhunderte später wurde noch einmal um- und ausgebaut. Im Osten entstand der polygonale Chor, die Wände des Kirchenschiffs wurden aufgestockt, die Fenster vergrößert, Chor und Schiff eingewölbt. Im Norden kam ein Seitenschiff dazu, die Kirche erhielt ihren Glockenturm. Im Wesentlichen in dieser Gestalt war sie über Jahrhunderte ein Wahrzeichen der Altstadt. Sie hatte Bestand beim Niedergang des Klosters nach der Reformation, war



Blick auf die Johanniskirche von Westen, vor 1945; Foto: Bildarchiv Stadt Brandenburg an der Havel

Stätte der ersten evangelischen Gottesdienste Mitte des 16. Jahrhunderts und wurde seit 1687 von der Reformierten Gemeinde genutzt, überstand ihre Degradierung zum Kornmagazin in der napoleonischen Besatzungszeit, widerstand auch dank kontinuierlicher Instandsetzungsarbeiten den immer wieder auftretenden Bauschäden durch den schlechten Baugrund in unmittelbarer Nähe der Havel.

Bis 1945 ihr Ende besiegelt schien.

Am 31. März 1945, wenige Wochen vor Kriegsende, traf eine Bombe das Westwerk des alten Gotteshauses. Das gesamte Westjoch brach zusammen, die Wand stürzte mitsamt der Empore und der wertvollen Buchholzorgel ins Kirchenschiff, der Riss ging mitten durch die westlichen Fensteröffnungen. Nach Enttrümmerungsarbeiten konnte die Reformierte Gemeinde ab 1948 in einem kleinen Gebäudeteil zwar wieder Gottesdienst halten, an einen Erhalt oder gar Wiederaufbau der Kirche aber war nicht zu denken. Ohnehin hatte die Stadtverwaltung in den ersten DDR-Jahren ganz andere Visionen: Abriss und „Tabula rasa“ für sozialistische Vorzeigebauten der Partei und der Staatsorgane. Dass der DDR dafür – wie für vieles andere auch – letztlich das Geld fehlte, hatte manchmal auch sein Gutes.

Doch auch ohne Abrissbirne verfiel das historische Stadtzentrum Brandenburgs immer mehr. 1984 musste die Johanniskirche gesperrt werden, 1986 stürzten der gotische Dachstuhl und die Kreuzgewölbe des Hauptschiffes ein. Das nun allen Wetterunbilden schutzlos ausgelieferte Gebäude nahm zusätzlich unermesslichen Schaden. Alle Bemühungen von Denkmalschützern, Heimatfreunden und Historikern, den völligen Verfall zu verhindern, mündeten schließlich in den Kompromiss, Teile der Ruine zu sichern und als Mahnmal zu erhalten.

Mit der politischen Wende im Jahr 1989 kamen die ersten Hoffnungen auf eine Rettung und künftige Nutzung. Schon im folgenden Jahr wurden der Stadt Brandenburg als Modellstadt für behutsame Stadtsanierung beachtliche Fördermittel zugesagt. Andere Geldgeber machten Angebote. Der gerade gegründete Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg versprach unter anderem Hilfe bei der Sicherung der einsturzfährdeten Nordwand der Johanniskirche. In der Euphorie der ersten Nachwendejahre geschahen wahre Wunder an allem Bürokratismus vorbei. Schon 1990/91 erhielt das Gebäude ein Innengerüst und ein Notdach als erste Sicherungsmaßnahme. Und auch eine Uhr gab es plötzlich wieder hoch



*Johanniskirche nach der Kriegszerstörung;
Foto: Bildarchiv Stadt Brandenburg an der
Havel*

oben am Turm. Für die hatte ein alter Brandenburger, der zu DDR-Zeiten seine Heimatstadt verlassen hatte, anlässlich seines 80. Geburtstages gesammelt. Noch war die Kirche eine Ruine, aber die Uhrzeiger sollten schon in eine bessere Zukunft weisen.

Dabei war die Zukunft des historischen Baus noch gar nicht klar. Möchtegern-Investoren meldeten abenteuerliche Nutzungen an: Von einem Hubschrauber-Landeplatz und einem Hallenbad war die Rede, von einem Bürokomplex mit Tiefgarage und einer Wohnung mit Kleingarten und Pool unterm Dach, von einer Ausstellungshalle für Möbel und von einem Justizmuseum, von einem Wellnesshotel und von einer Paddlerherberge mit Kanustapelregalen. Als die Idee geboren wurde, die Johanniskirche und ihr Umfeld in die Bundesgartenschau 2015 einzubeziehen, waren die Weichen gestellt für eine dauerhafte Sicherung und eine vielseitige angemessene Nutzung.

Doch wie die Würde eines solch erhabenen sakralen Baus und Geschichtsdenkmals bewahren bei gleichzeitigen Zugeständnissen an die Erwartungen unserer Zeit? Mit dem prämierten Entwurf des Brandenburger Architekturbüros Dr. Krekeler ist das hervorragend gelungen. Die Johanniskirche hat ihr das Stadtbild prägende Antlitz bewahrt und zeigt doch offen ihre Verwundungen. Denkmalpfleger und Archäolo-

gen, Architekten, Bauingenieure, Statiker, Handwerker und Restauratoren vollbrachten hier ein großes Gemeinschaftswerk und hinterließen ihre Spuren.

Der Blick in die von innen sichtbare Stahl-Holz-Konstruktion des steilen Dachstuhls gibt dem Hauptschiff eine atemberaubende Atmosphäre. Die hohen Seitenwände neigen sich noch immer deutlich nach Süden. Dieses seit Jahrhunderten andauernde Problem ist nun unter anderem durch Bohrpfähle zur Fundamentstabilisierung gelöst. Die gotischen Spitzbogenfenster wurden mit weißem Antikglas geschlossen. Ihr schönes steinernes Maßwerk ist nur noch teilweise vorhanden, wurde jedoch auch nicht ergänzt – getreu dem Grundsatz: Erhaltenes behutsam bewahren, Verlorenes nicht ersetzen. Das galt selbst für den historischen Putz: Jeder kleinste Rest wurde sorgsam gesichert, Fehlstellen nicht kaschiert. Und besonders deutlich wird dieses Prinzip an der Westfassade. Statt einer Rekonstruktion setzte man die moderne Glaswand demonstrativ zwischen die Abbruchkanten der historischen Mauerreste. Sichtbar bleibt eine offene Wunde.



Johanniskirche nach der Instandsetzung 2015 von Westen; Foto: Stefan Melchior



Innenraum nach Westen; Foto: Stefan Melchior

Anders als das Kirchenschiff, das die Spuren erlittener Verletzungen bewusst zur Schau stellt, blieb das niedrige nördliche Seitenschiff in seiner mittelalterlichen Form von den Kriegszerstörungen relativ verschont. Seit die einst zugemauerten Bögen zwischen Haupt- und Nebenschiff wieder geöffnet sind, lässt sich an diesem Raum mit seinem erhaltenen Kreuzgewölbe ablesen, wie sich einst die gesamte Kirche in ihrer gotischen Schönheit präsentierte.

Die kleine Reformierte Gemeinde, die seit jeher ein Nutzungsrecht für St. Johannes hat, feiert ihren Gottesdienst dennoch nicht in diesem überschaubaren Raum, sondern kann nun im Sommer wieder im großen Kirchenschiff zusammenkommen – vor einem transportablen Abendmahlstisch im

Chor. Doch seit Abschluss der Sanierung sind die Tore der Johanniskirche, heute im Eigentum der Stadt, auch weit offen für Begegnungen der Bürger und vielfältige Veranstaltungen. Erster Höhepunkt war 2015 die Blütenpracht in der BUGA-Blumenhalle. Dafür – und auch für künftige „gewichtige“ Ereignisse – sind ein besonders stabiler Fußboden und ein weit zu öffnendes Tor in der Westfassade geschaffen worden. Die Gesamtkosten der Sanierung von insgesamt 3,7 Millionen Euro wurden zu 80 Prozent aus dem Förderprogramm „Städtebaulicher Denkmalschutz“ finanziert.

Aber noch längst nicht haben die altehrwürdigen Mauern von St. Johannes alle ihre Geheimnisse preisgegeben. Besonders Spannendes wartet in den sieben Nischen des Chorraums. Diese

waren vermutlich im 18. Jahrhundert zugemauert worden. Während der jüngsten Bauarbeiten wurden nun in einer der Nischen mittelalterliche Wandmalereien entdeckt, mutmaßlich aus der Zeit um 1420. Offenbar im Zuge der Reformation waren sie dann überüchtet worden – die Reformierte Kirche lehnte Bilder in ihren Bauwerken ab. Unter dieser Weißkalktünche haben sich die Farben erstaunlich gut erhalten, wie sich bei der Öffnung der ersten Nische zeigte. Neben floralen Motiven gibt es auch figürliche Darstellungen. Zwei nebeneinander sitzende Gestalten, von Engeln umgeben, lassen auf eine Marienkrönung schließen. Nun kann man neugierig sein auf die Geheimnisse der anderen Nischen. —

Am 12. Mai um 15 Uhr wird im Rahmen des „Tages der Städtebauförderung“ in der St. Johanniskirche eine umfassende Publikation zur Geschichte, Bauforschung, Archäologie und Sanierung des Kirchengebäudes vorgestellt.



Freigelegte Wandmalerei im Chorraum; Foto: Bildarchiv Stadt Brandenburg an der Havel

Spurensuche im Teltower Land

Stefan Rothen ist Mitglied der Geschichtswerkstatt Rangsdorf.

Susanne Seehaus ist Pfarrerin der Evangelischen Kirchengemeinde Rangsdorf.

Wer sich im Jahr des Reformationsjubiläums auf Spurensuche begibt, erfährt dabei Erstaunliches: Es war der brandenburgische Kurfürst Joachim II., der am 1. November 1539 in der Spandauer Nikolaikirche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt feierte. Doch was wäre dieser Kurfürst im eigenen Land ohne seine Gefolgsleute gewesen? Es lohnt sich, den Blick einmal auf diese Grundherren zu richten, die meistens in der landesherrlichen Ritterschaft zu finden waren.

Zehn von ihnen trafen sich bereits im April 1539 in Teltow im Haus des Erblehnrichters Schwanebeck, um in Anwesenheit des Brandenburger Bischofs Matthias von Jagow die „reine göttliche Lehre“ anzunehmen. Der 18. April 1539 ist als Tag der „Teltower Einigung“ in die Berlin-Brandenburgische Reformationsgeschichte eingegangen. Neben der Bürgerschaft in den Städten Berlin und Frankfurt/Oder waren es die Ritter des Teltows, die den Kurfürsten aufforderten, die neue Lehre anzunehmen. Wer waren diese adligen Männer und wo lebten sie? Spuren finden sich heute an ihren Herrenhäusern, Schlössern und Rittergütern. Einige sind gut erhalten, andere dem Verfall preisgegeben, wieder andere mehrfach verändert oder sogar abgerissen. Die herrschaftlichen Häuser standen im Ortskern und in direkter Umgebung der Kirche. Das Kirchenpatronat lässt sich hier eindrücklich studieren, weil es an die örtlichen Grundherren gebunden war. Prachtvolle Epitaphe in den Kirchen, Grabmäler in und um die Kirchengebäude und eben jene Gutshäuser weisen auf ihre Sonderstellung hin. Ein Land, das von den Erträgen der Äcker, Seen und Wälder lebte und dessen Adlige nach Autonomie von Kaiser und Reich strebten.

Etwas abseits von den großen Reformationsstätten in Wittenberg, Worms oder Eisenach finden sich hier Spuren einer ganz eigenen Reformati-

onsbewegung. Nicht „von unten“ wie in Thüringen, sondern „von oben“ durch die Stände, Ritter und Bürgerschaften setzte sich im Land Brandenburg die Reformation durch. Hier konnte ein Landesherr nur erfolgreich sein, wenn er jene auf seiner Seite hatte, die den wirtschaftlichen Erfolg seines Landes garantierten. Und das waren damals unter anderem jene zehn Adligen, auf die wir in unserer Spurensuche das Augenmerk richten.

Geplante Busfahrten führen uns in den nördlichen Teil des Teltows, dorthin, wo diese Grundherren lebten. Wir erfahren vor Ort einiges aus ihrem Leben, verbunden mit regionaler Orts- und Kirchengeschichte. Es ist die Frage zu beantworten: „Welche Spuren aus der nachreformatorischen Zeit sind in den Kirchengebäuden erkennbar?“ Die Bustouren werden durch den privaten Historiker Stefan Rothen von der Geschichtswerkstatt Rangsdorf geführt.

Anhand der Kirchen in Klein Kienitz, Kleinbeeren, Löwenbruch und Kleinmachnow werden die Spuren „auf dem platten Land“ sichtbar gemacht. Im ersten Augenblick sehen die meisten dieser Gotteshäuser aus wie typisch

märkische Dorfkirchen aus dem Mittelalter. Doch bei genauerem Hinsehen werden feine Unterschiede deutlich. So war die Kirche in Kleinmachnow eines der ersten Gotteshäuser, die nach der Reformation in der Mark neu erbaut wurden.

An alten märkischen Adel wird anhand einiger Vertreter erinnert: Neben dem Gastgeber in Teltow, dem Erblehnrichter Joachim von Schwanebeck, tauchen solche Familiennamen auf wie von Otterstedt (Dahlewitz), von der Liepe (Blankenfelde), von Hake (Sand-Machenow, Kleinmachnow) oder die Großfamilien von Schlabrendorff, von Thümen und von Beeren. Ihre Vertreter bestimmten über Jahrhunderte das Werden im Lande, als Minister in Schlesien oder als Landrat oder Mitglied des Kreistages. Sie waren die Offiziere und Generäle ihrer Zeit und sie betätigten sich als Erbauer und Erhalter von Kirchen in ihren Dörfern. Aktiv nahmen sie Teil am religiösen Leben ihrer Gemeinschaft und hinterließen zahlreiche, noch heute sichtbare Zeugnisse ihres Schaffens. Es lohnt sich, auf dem Teltow auf Spurensuche zu gehen. —

Für 2017 sind drei geführte Bustouren dazu geplant. Sie werden von Rangsdorf aus organisiert.

Spurensuche „Teltower Einigung“

Geführte Busfahrt von 5 – 6 Stunden mit Anmeldung

Termine: 24. April / 1. Juli / 21. Oktober 2017 (Der Termin 1. Juli 2017 wurde für die Kirchengemeinde Rangsdorf reserviert.) **Abfahrt:** 10 Uhr,

Ankunft: 16 Uhr, **Aus- und Zusteigepunkte:** Rangsdorf Bahnhof (Westseite) Bushaltestellen Netto-Markt und Fahrrad Krause

Stationen: Rangsdorf – Klein-Kienitz – Dahlewitz – Blankenfelde – Kleinbeeren – Löwenbruch (Mittagessen) – Groß Beuthen – Kleinmachnow – Rangsdorf, **Kosten:** 15 € p. P.

Kontakt/Anmeldung: Stefan Rothen,

E-Mail: stefan-rothen@live.de, Tel. 033708 915559

oder Pfarrerin Susanne Seehaus, E-Mail: susanne.seehaus@kkzf.de

BERND JANOWSKI

Der Werwolf

Die Reformation in den „Vaterländischen Romanen“ von Willibald Alexis

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Welche Lust muss es in Deutschland gewesen sein, als Luthers markige Faust auf das Pulpit der Wittenberger Kanzel schlug und seine Stimme durch alle deutschen Kreise scholl und bis zu den Wänden des Vatikans dröhnte. Ich vergleiche gern das Auftreten unseres Friedrich mit dem Jugendmut des kühnen Augustiners, wie wenig auch unser Cäsar mit der Vergleichung zufrieden sein möchte.

In seinem 1832 erschienenen Roman „Cabanis“, dessen Handlung in der Zeit des Siebenjährigen Krieges angesiedelt ist, vergleicht der Schriftsteller Willibald Alexis Martin Luther mit dem preußischen König Friedrich dem Großen. Sicher erscheint uns diese Gleichstellung des Reformators mit dem Feldherren heute ziemlich abwegig. In seinen historischen Romanen übte Alexis allerdings unerschwerlich Kritik an der Gegenwart. Während der restaurativen Phase unter Friedrich Wilhelm III. sehnte er sich nach frischem Wind in der preußischen Politik. Und diesen frischen Wind verkörperten für ihn – neben dem siegreichen Friedrich – auch Luther und die Zeit der Reformation.

Willibald Alexis, eigentlich Wilhelm Häring, wurde am 29. Juni 1798 in Breslau geboren. Er entstammte einer hugenottischen Familie, deren französischen Namen Harenc bereits der Großvater der deutschen Sprache angepasst hatte. Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Mutter mit dem achtjährigen Sohn nach Berlin. Alexis nahm als Freiwilliger an den Befreiungskriegen teil, studierte Geschichte und Rechtswissenschaften und wurde für kurze Zeit Referendar am Berliner Kammergericht. Nach dem Erfolg seines ersten Romans „Walladmor“ – einer unter Pseudonym erschienenen Kopie der seinerzeit äußerst erfolg-

reichen Romane Walter Scotts – beendete er seine Beamtenlaufbahn und lebte fortan als Journalist und freier Schriftsteller. Bekannt wurde er vor allem durch seine von ihm selbst so bezeichneten „Vaterländischen Romane“, die verschiedene Epochen der brandenburgisch-preußischen Geschichte – von der Zeit der Askanier („Der Roland von Berlin“, „Der falsche Woldemar“) bis fast in die damalige Gegenwart („Isegrimm“, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“) – detailreich und spannend schildern. Theodor Fontane würdigte in einem umfangreichen Essay Alexis als den Begründer des realistischen historischen Romans in deutscher Sprache. Ironische Kritik übte er dabei an den oftmals etwas zu lang geratenen Dialogen (... wie eine Staatskarosse durch den märkischen Sand ...), sieht in Alexis aber einen genialen Schilderer der kargen brandenburgischen Landschaft. Fontanes Fazit bereits vor 130 Jahren: *Es ist unmöglich, ihn rasch zu lesen, und unsere Zeit drängt und hastet mehr als irgendeine, die ihr voraufging.* Nach mehreren Schlaganfällen zog sich der gelähmte und erblindete Willibald Alexis ins thüringische Arnstadt zurück, wo er 1871 verstarb.

In seinen Romanen verbindet Alexis historische Ereignisse mit fiktiven Handlungen; reale Personen der Zeit mischen sich unter die erfundenen Figuren der jeweiligen Erzählung. Der Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“ von 1846 (sein heute noch bekanntestes Werk; 1973 von der DEFA mit Rolf Hoppe in der Rolle des Ritters Götz von Bredow verfilmt) spielt zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, wenige Jahre vor dem Auftreten Luthers und dem Beginn der Reformation, auf der fiktiven Burg Hohen-Ziatz im Hohen Fläming. Geschildert wird eine Verschwörung des um seine Pri-



Jugendbild des Schriftstellers Willibald Alexis; Archiv Janowski

vilegien fürchtenden märkischen Adels gegen den Kurfürsten Joachim I., die letztlich fehlschlägt. Der alte Götz von Bredow wird durch seine *ehrsame Frau Brigitte* an der Teilnahme an dem geplanten Anschlag gehindert, indem sie den betrunkenen Gatten die Stunde zum Aufbruch verschlafen lässt und ihm zudem seine ererbten elchledernen Hosen – die einzigen, die er besitzt – entführt.

Der Roman „Der Werwolf“ (1848) ist zeitlich und auch im Tableau etlicher handelnder Personen eine Fortsetzung der „Hosen des Herrn von Bredow“. Während im ersten der beiden Werke der Kampf des Kurfürsten gegen das Raubrittertum beschrieben wird, eine politische sowie religiöse Unsicherheit aber bereits überall greifbar ist, hat inzwischen Luther seine Thesen an die Tür der Wittenberger Schlosskirche geschlagen und die Reformation beginnt auch in Brandenburg die Gemüter zu entflammen. Der alte Götz von Bredow ist inzwischen verstorben und angemessen beige setzt. *Im Kreuzgang zu Kloster Lehnin wird er an der Ecke vor der Mutter*

Gottes knien, just wo die Morgensonne durchs große Fenster scheint. Seine Witwe Brigitte sympathisiert mit den lutherischen Ideen. Sohn Hans Jürgen ist als Marschall im Dienste des brandenburgischen Kurfürsten eher unentschieden in Bezug auf die religiösen Kämpfe der Zeit, während sein Bruder Hans Jochem als fanatischer Verfechter einer radikalen religiösen Umwälzung agiert. Daneben treten reale Personen auf: Abt Valentin aus dem Lehniner Zisterzienserkloster, der Brandenburgische Bischof Hieronymus Scultetus und sein Amtsnachfolger Matthias von Jagow sowie der Theologe Andreas Musculus. Martin Luther erscheint in dem Roman niemals lebhaftig, ist aber durch die Schilderung der Ereignisse und die Gespräche der handelnden Personen immer gegenwärtig.

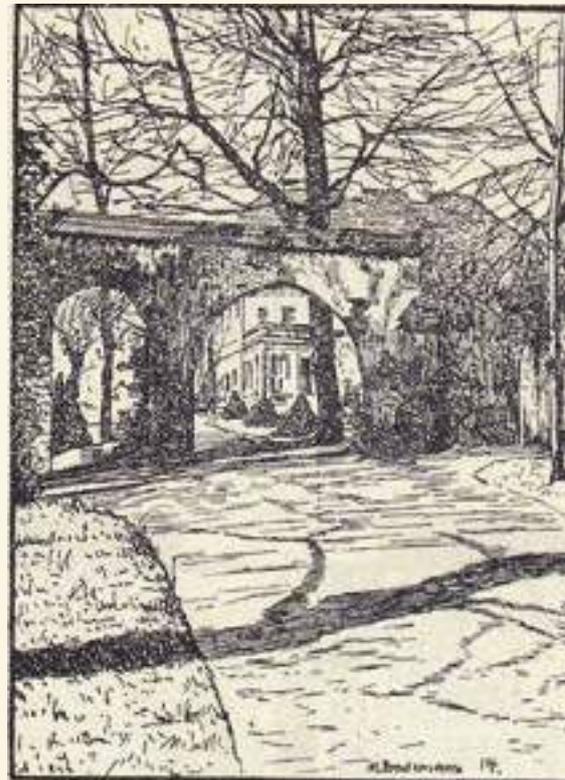
Im ersten Buch des Romans, „Hake von Stülpe“, erzählt Alexis vom sagenhaften Überfall des märkischen Junkers auf den Ablasshändler Johann Tetzl in der Nähe der Stadt Jüterbog, nachdem dieser sich bei Tetzl zuvor bereits die Absolution für den Raubüberfall erkaufte hatte. *In Hake von Stülpe, lang, hager, abgerissen, ein Totenkopfesicht, mit dem Teufel auf dem besten, mit den Pfaffen auf dem schlechtesten Fuß, ... in seinem Gemisch von „wildem Jäger“ und märkischem Junker, von Schnapphahn und Edelmann, von Strolch und Freigeist*

(Fontane) personifiziert sich erstmals die Figur des Wolfs, die als „apokalyptisches Schreckgespenst“ im gesamten Roman präsent bleibt.

Apokalyptische Visionen vom durch seinen Hofastrologen Carrion prophezeiten Ende der Welt sind es auch, die den Kurfürsten Joachim I. im zweiten Buch des Romans vor der erwarteten Sintflut mit seinem Gefolge auf den Tempelhofer Berg flüchten lassen, von wo er nach dem Ausbleiben des Jüngsten Gerichtes beschämt zurückkehrt. Überhaupt tritt Joachim I. immer mehr ins Zentrum der Handlung. Während sich der märkische Adel und die Städte des Landes mit den lutherischen Lehren identifizieren, gerät Joachim als starrsinniger und einsamer Verfechter der katholischen Lehre zunehmend in die Isolation. Die Handlung kulminiert schließlich im dritten Buch mit dem Titel „Die Kurfürstin Elisabeth und die weiße Frau“. Joachims eigene Frau Elisabeth, Tochter des dänischen Königs, ist von den reformatorischen Ideen infiziert: *Auf ihrem Bette betete sie laut zum lieben Gott, aber bisweilen verwechselte sie's und betete zum Doktor Luther*. Bereits 1527 nimmt sie heimlich das Abendmahl in beiderlei Gestalt und flüchtet anschließend zu ihrem Onkel, dem Kurfürsten Johann von Sachsen, nach Torgau. Der unbelehrbare Joachim versinkt immer tiefer in selbstgewählter Einsamkeit und Egozentrismus und endet endlich im Wahnsinn, nachdem ihm im Schlosse zu Cölln die Weiße Frau der Hohenzollern erschienen ist.

Das letzte Kapitel „Der Kehraus“ schließlich lässt die Reformation auch in Brandenburg triumphieren: In der „Teltower Einigung“ bekennt sich der märkische Adel nun auch öffentlich zur Lehre Luthers und am Tage Allerheiligen 1539 hat *in Spandow, in der Nikolaikirche, Kurfürst Joachim, der zweite seines Namens, mit seiner Mutter, seiner ganzen Familie, seinem Hofstaat, und zahllosen von der Ritterschaft, aus den Händen des Bischofs Matthias von Jagow das Abendmahl empfangen in beiderlei Gestalt*.

Willibald Alexis' Roman „Der Werwolf“ ist keine historische Darstellung der damaligen Geschehnisse. Zwar werden historische Quellen – zum Beispiel der Chronist Peter Hafftiz (um 1530 bis 1601) – wörtlich zitiert, das meiste jedoch entsprang der Phan-



Das Tetzeltent im Kloster Lehnin; Archiv Janowski

tasie des Autors. Luthers Thesenanschlag und die Disputationen auf den Reichstagen, der Bauernkrieg und der Augsburger Religionsfrieden tauchen nur in den Gesprächen der handelnden Personen auf. Auch stimmt oftmals die zeitliche Zuordnung der Ereignisse nicht. Trockene Geschichtsschreibung ist auch nicht das Ziel dieses Romans. Was das fast 500 Seiten starke Werk jedoch bietet, ist eine wunderbare und einfühlsame Schilderung der Ängste und der Hoffnungen in einer unruhigen, bis aufs äußerste angespannten Epoche des Umbruchs. Als Sitten- und Gesellschaftsbild der Zeit vor 500 Jahren kann „Der Werwolf“ auch dem heutigen Leser noch eine spannende Lektüre bieten.

In seinem vermutlich 1872 entstandenen Text über Willibald Alexis versichert Theodor Fontane: *Aber so gewiß es ist, daß er die Menge der Leser nie ansprechen wird, so gewiß ist es auch, daß die kleinen Willibald-Alexis-Gemeinden noch auf lange hin fortleben werden und innerhalb dieser der Gottseidank nie aussterbende „Enthusiast“, der herbst- und winterlang, während der Sturm den Schnee bis unter die Fenster fegt, sich in seinen märkischen Klassiker vertiefen und bei Gestalten wie Götz von Bredow, Hake von Stülpe ... dankbarst des Schöpfers dieser Gestalten gedenken wird.*



Bildtafel am Willibald Alexis-Denkmal in Kloster Lehnin; Foto: Bernd Janowski

BERND KREBS

„Eine neu belebte, evangelisch-christliche Kirche ...“

Die Potsdamer Garnisonkirche als Ausgangspunkt der Union von Reformierten und Lutheranern

Dr. Bernd Krebs ist Beauftragter der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) für das Reformationsjubiläum und den Kirchentag 2017.

Am 31. Oktober 1817 ließ sich der preußische König Friedrich Wilhelm III. in der Potsdamer Garnisonkirche das Abendmahl reichen. Zu den Kommunikanten gehörten neben den reformierten auch die lutherischen Mitglieder des Hofes und der Garnison. Nach den Einsetzungsworten, die der lutherischen Form folgten, empfingen die Kommunikanten nach reformierter Tradition Brot, das man vorher gebrochen hatte. Mit dieser ungewöhnlichen Kompilation aus lutherischem und reformiertem Abendmahlsritus sollte sinnfällig zum Ausdruck kommen, worum es dem König ging: Am Jahrestag der Reformation den Anfang für die Vereinigung der beiden Konfessionen zu einer „neu belebte(n), evangelisch-christlichen Kirche“ zu setzen, zunächst in der „Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam“ und diese dann als Vorbild für alle protestantischen Gemeinden, wie es im Unionsaufruf vom 27. September 1817 hieß. Dabei setzte der König nicht auf Druck oder Verfügung von oben, sondern auf die „Freiheit eigener Überzeugung“.

Mit seiner Initiative stand Friedrich Wilhelm III. nicht allein. In vielen Regionen Deutschlands wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts Kirchenvereinigungen, d.h. „Unionen“ eingeleitet und umgesetzt. Den Anstoß dazu bot vielerorts das Reformationsjubiläum 1817. Die erste Union, die im Gedenkjahr der Reformation entstand, war im August 1817 die im Herzogtum Nassau – eine Vollunion, mit Bibel, Apostolischem Glaubensbekenntnis und Augsburger Konfession als Bekenntnisgrundlage.



Die Garnisonkirche Potsdam von Südosten; Foto: Albert Noelte (Archiv Kitschke)

Die Bemühungen um einen innerprotestantischen Ausgleich hatten in Brandenburg-Preußen eine lange Vorgeschichte. Seit dem Übertritt von Kurfürst Johann Sigismund zum reformierten Bekenntnis im Jahr 1613 und dem Festhalten des übergroßen

Teils der Untertanen am lutherischen Bekenntnis war das Land in konfessioneller Hinsicht gespalten. Die weitgehend vorsichtige, auf Ausgleich zielende Politik seiner Nachfolger hatte zwar dazu beigetragen, ein schieflich-friedliches Nebeneinander

zu erreichen. Zu einer Annäherung der beiden Konfessionen war es jedoch nicht gekommen. Da die konfessionellen Gegensätze im Laufe des 18. Jahrhunderts, unter dem Einfluss von Pietismus und Aufklärung, ihre Bedeutung allmählich verloren hatten, schien Anfang des 19. Jahrhunderts die Zeit reif, auch in Preußen eine Vereinigung vorbereiten zu können. Auf kirchenrechtlichem Gebiet hatte Friedrich Wilhelm III. dafür bereits die Weichen gestellt und 1808 eine Verwaltungsunion schaffen lassen.

Im Unionsaufruf unterschied der König „das Außerwesentliche“, d.h. das „Unwesentliche“, das „beiseite“ geschoben werden könne, und „die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen Eins sind“. Welche Lehraussagen der König und seine Berater für unwesentlich hielten, und welche sie der „Hauptsache“ zurechneten, ließen sie bewusst offen. Denn dem ersten Schritt, der Feier eines gemeinsamen Abendmahls, sollte – überall im Land – der zweite Schritt folgen: Die Klärung der theologischen Fragen durch Verhandlungen auf den (Pastoren-)Synoden, wo möglich auch unter Beteiligung besonders qualifizierter „Laien“. Die Berliner (Pastoren-)Synode unter Vorsitz von Friedrich Schleiermacher war hierbei schon weit vorangegangen. Doch anders als sich der König und seine Berater dies vorgestellt hatten, kam diese theologische Klärung nicht voran – trotz der großen Begeisterung, die der Unionsaufruf vielerorts ausgelöst hatte. In den westlichen Gebieten Preußens vereinigte sich eine große Anzahl lutherischer und reformierter Gemeinden; in den östlichen Gebieten dagegen erlahmte der Impuls, u. a. auch, weil die Anzahl der reformierten Gemeinden dort weit geringer war. Was blieb, war eine (letztlich theologisch nicht geklärte) Abendmahlsgemeinschaft. Der Versuch des Königs, die Union über die Einführung einer einheitlichen Liturgie weiter auszugestalten – dazu sollte der 300. Jahrestag der Verabschiedung der Augsburger Konfession (1830) einen starken Impuls geben – traf auf heftigen Widerstand, nicht nur in Schlesien. So blieb der Unionsaufruf seinem Ergebnis nach zunächst unvollendet. Erst mit der Leuenberger Konkordie (1973) gelang es Lutheranern, Reformierten und Unierten zu einer Gemeinschaft in „versöhnter Verschiedenheit“ zu werden, in der – wie es Friedrich Wilhelm III. vorgeschwebt hatte – weder „Überredung noch Indifferentismus“

herrschen, sondern die „Freiheit eigener Überzeugung“ bei Achtung des jeweils Anderen.

Jubiläen haben ihre eigene Dynamik. Wer auf die Geschichte zurückblickt, entdeckt nicht nur Gelungenes, sondern auch Fehlentscheidungen und Irrwege. Freude und Dankbarkeit, Fassunglosigkeit und Scham stehen nebeneinander. Es gibt daher keinen Anlass, sich über die, die vor uns um die Einheit der Kirche rangen, zu er-

heben. Das verleiht dem Reformationsgedenken eine innere Spannung, die nicht aufgehoben, sondern nur ausgehalten werden kann. Im Gedenkjahr 2017 die Gemeinsamkeiten zwischen den Konfessionen herauszustellen, nicht das Trennende, in der Hoffnung, auf dem Weg zur Einheit weiter voranzukommen – das ist die Herausforderung, vor der wir stehen. Was daraus wird, liegt nicht allein in unserer Hand. —



Original erhaltener Altartisch, Kreuzifix und Leuchterpaar, nach Entwurf Schinkels für die Unionsfeier in der Garnisonkirche angefertigt und schon 1814 aufgestellt; Foto: Andreas Kitschke

BERND JANOWSKI

„... wir sind wieder ein Fluch der Welt...“

Alt-lutherische Kirchen in der Uckermark

Bernd Janowski ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e. V.

Denn wir sind jetzt die von Jedermann Verkannten und Geschmähten, von Gebildeten wie von Ungebildeten, von Geistlichen wie von Laien, von der Obrigkeit und dem Volk, von Frommen und Unfrommen. Alle Schmä- und Spott-namen legt man uns bei: Pietisten, Lämmerbrüder, Schwärmer, Separatisten, Fanatiker, Verrückte, Verführte, Verführer, Gegner des kirchlichen Friedens usw. ... man bestraft uns wie Missethäter mit dem Raub der Freiheit und Güter (Hebr. 10,34.), man thut uns in den Bann...; wir sind wieder ein Fluch der Welt und das Fegopfer aller Leute (1 Cor. 4,18); des Herrn Prophezeiung zumal für die letzten Zeiten: Ihr werdet gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen“ (Lucas 2,17), erfüllt sich sichtlich an uns Lutheranern.

Mit derart markigen Worten und mit zahlreichen Verweisen auf die Heilige Schrift wehrte sich der aus Stendal stammende Prediger Carl Wilhelm Ehrenström 1838 gegen die neuesten Widersacher der Lutherischen Kirche in Preußen. In Pommern und besonders in der Uckermark war seinerzeit Prediger Ehrenström der wichtigste Akteur des Widerstands gegen die unierte – oder mit seinen Worten die *ruinierte* – Kirche.

Anlässlich des 300. Jubiläums der Reformation im Jahr 1817 veröffentlichte König Friedrich Wilhelm III. einen Aufruf zur Vereinigung der lutherischen und der reformierten Kirche in Preußen zu einer einheitlichen protestantischen – unierten – Kirche. Nachdem sich 1539 Kurfürst Joachim II. zum Luthertum bekannt hatte, war sein Urenkel Johann Sigismund am Weihnachtstag 1613 zum reformierten Bekenntnis übergetreten.



Alt-lutherische Kirche in Fredersdorf; Foto: Gotthard Wollenberg

In der *Confessio Sigismundi* gestattete er zwar seinen Landeskindern, am althergebrachten lutherischen Glauben festzuhalten, jedoch blieben Konflikte zwischen den beiden protestantischen Konfessionen an der Tagesordnung. So wurde 1666 der Kirchenlieddichter Paul Gerhardt seines Amtes als Pfarrer an der Berliner Nikolaikirche enthoben, da er sich weigerte, ein sogenanntes Toleranzedikt zu unterzeichnen; er setzte seine Tätigkeit im damals kursächsischen Lübben fort.

Durch die Einführung der Union, so die Vorstellung Friedrich Wilhelms III., sollten diese Spannungen ein für alle Mal beseitigt werden. Fast zwanghaft widmete sich der Monarch dem missionarischen Vorhaben; eigenhändig entwarf er eine neue Agende, entwickelte Vorschriften für die Dekoration des Altars sowie für die Verwendung liturgischer Gewänder. Die Reaktion im Lande auf den königlichen Wunsch nach einer *neubelebten evangelisch-christlichen Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters* war zu Beginn eher mäßig. Zu unterschiedlich waren beispielsweise die jeweiligen Auffassungen in Bezug auf das Abendmahl. Trotzdem fügten sich die meisten Gemeinden, wenn auch ohne große Begeisterung, als jedoch die liturgischen Anordnun-

gen für den unierten Gottesdienst als verbindlich erklärt wurden, eskalierte der Widerstand zahlreicher Lutheraner im sogenannten Agendenstreit. Besonders in Schlesien sahen sich zahlreiche Gemeinden als *Hüter der alten, selbständigen lutherischen Kirche*. Der preußische Staat begegnete den „Dissidenten“, die sich bald als Alt-lutheraner bezeichneten, mit unverhältnismäßiger Härte. Pastoren wurden verhaftet und Strafge- delder für nicht genehmigte Amtshandlungen verhängt. Am Heiligen Abend des Jahres 1834 umzingelten 400 Mann Infanterie, 50 Kürassiere und 50 Husaren die Kirche im schlesischen Dorf Hönigern, um den renitenten Bauern den Zutritt zu verwehren.

Erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. im Jahr 1840 beendete die Verfolgungen; die Alt-lutheraner wurden staatlich geduldet. In den Jahren zuvor hatten jedoch bereits Tausende von bekennenden Lutheranern ihre Heimat aufgegeben; und auch in den Folgejahren nahm in der Uckermark die Zahl der Auswanderer nach Amerika und Australien nicht ab. Zusammen mit einigen hundert Anhängern, darunter über 40 Familien aus Angermünde, machte sich auch Carl Wilhelm Ehrenström 1843 über Hamburg auf den Weg über den Ozean, nachdem er zuvor eine Zucht-



Altarraum der St. Martinskirche Angermünde um 1900; Foto: Archiv Gotthard Wollenberg

hausstrafe wegen Aufwiegelung verbüßt hatte.

Für die verbliebenen Altlutheraner entspannte sich die Situation nach dem Thronwechsel allmählich. Durch eine königliche Generalkonzession vom 23. Juli 1845 wurden sie als Freikirche anerkannt und durften, wenn auch unter strengen Auflagen, eigene Kirchengebäude errichten. Der Bau von Kirchtürmen und die Aufhängung von Glocken blieben ihnen weiterhin untersagt. Zudem mussten die Gotteshäuser aus eigenen Mitteln finanziert werden; staatliche Zuschüsse gab es nicht. Bereits 1851 wurden in der Provinz Brandenburg die ersten bei-

den altlutherischen Kirchengebäude geweiht: in dem kleinen Prignitzer Rundlingsdorf Jabel nahe Wittstock und im uckermärkischen Fredersdorf.

Seit etwa 1848 gab es „offiziell“ eine altlutherische Gemeinde in Fredersdorf. Die Gläubigen versammelten sich zu ihren Gottesdiensten in den ersten Jahren im Hause des Bauern Daniel Eickmann. Ein Baugrundstück stellte schließlich der Bauer Joachim Rehse zur Verfügung; die Kosten (1067 Taler) wurden zum großen Teil von sechs wohlhabenden Bauernfamilien des Dorfes aufgebracht, ergänzt durch Spenden auswärtiger Gemeinden. Im Mai 1851 wurde die

Baugenehmigung erteilt und bereits am 12. Oktober des gleichen Jahres erfolgte die feierliche Kirchweihe. Entstanden ist damals ein bescheidener giebelständiger Ziegelbau innerhalb der Häuserzeile, dem man seine Funktion als Gotteshaus nicht unbedingt ansieht. Schlicht ist auch der Innenraum unter einer offenen Balkendecke, der immerhin 100 Gläubigen Platz bietet. Im etwas erhöhten Altarbereich befindet sich der mit einem gusseisernen Kreuzifix und zwei Leuchtern geschmückte, gemauerte Altartisch. Das erhalten gebliebene Pfarrgestühl ermöglicht den Zugang zu der über dem Altar angeordneten Kanzel – für einen altlutherischen Kirchenraum durchaus ungewöhnlich. Um 1970 wurde die Kirche zuletzt saniert; aus dieser Zeit stammt auch die Orgel, ein kleines Serieninstrument der Firma Ulrich Fahlberg aus Eberswalde mit drei Registern. Vom Selbstbewusstsein der Fredersdorfer Altlutheraner zeugt auch die Tatsache, dass sie von 1853 bis 1888 eine eigene Schule unterhielten.

Pfarramtlich betreut wurde die Gemeinde von Angermünde aus. Die dortige altlutherische Kirchengemeinde geht bereits auf das Jahr 1822 zurück; erster eigener Pastor war ab 1848 Georg Witte. Im Dezember 1854 konnte am östlichen Stadtrand Angermündes die Evangelisch-lutherische Kirche St. Martin geweiht werden. Den Baugrund auf dem sogenannten Scharfrichterberg stellte der Magistrat preiswert zur Verfügung. Auf Wunsch der Gemeinde erhielt die Freifläche vor dem Gotteshaus 1856 sogar den Namen Martinsplatz. Dies alles lässt auf ein inzwischen recht entspanntes Verhältnis der Angermünder Stadtväter zu ihren altlutherischen Mitbürgern schließen.

Anders als in Fredersdorf ist St. Martin auf den ersten Blick als Kirche zu erkennen. Der neugotische Ziegelbau ist trotz seiner geringen Größe durchaus repräsentativ gestaltet: Über dem spitzbogigen Eingangportal erhebt sich ein dreifach gestufter, durch Spitzbogenblenden gegliederter und von einem Kreuzifix bekrönter Schaugiebel. Ähnlich ist die Architektur des Ostgiebels über einem eingezogenen Chorpolygon aufgebaut. Allerdings fehlt – den Vorschriften der Zeit geschuldet – ein Geläut.

Vom ursprünglichen, in neugotischen Formen gestalteten Innenraum zeugen leider nur noch historische Fotos. Die farbigen Glasfenster wurden bereits im Zweiten Weltkrieg



Altlutherische Kirche St. Martin Angermünde; Foto: Gotthard Wollenberg

zerstört. Der Chorraum mit einem filigranen Retabel inmitten einer auffälligen Altarwand, dem Altartisch mit Sakramentsschranken, Kanzel, Taufe und Lesepult wurde 1968/69 im nüchternen Stil der Zeit modernisiert, wobei auch die bauzeitliche Ausmalung übertüncht wurde. In ihrem originalen Prospekt erhalten blieb die Orgel, ein klanglich sehr schönes zweimanualiges Instrument des Stettiner Orgelbaumeisters Barnim Grüneberg aus dem Jahr 1912.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs die Angermünder St. Martinsgemeinde aufgrund der Flüchtlingsbewegungen, hauptsächlich aus Schlesien und Pommern, stark an. Inzwischen sind die Zahlen rückläufig; auch die Altlutheraner blieben von Kirchengaustritten nicht verschont. Äußerst schmerzhaft bemerkbar macht sich zudem die Abwanderung besonders der Jugend. Trotzdem ist die Angermünder St. Martinskirche,

ebenso wie die Fredersdorfer Kirche, Mittelpunkt einer kleinen, aber äußerst aktiven Gemeinde. Kurz nach der politischen Wende, im Jahr 1991, schloss sich die altlutherische Kirche auf dem Gebiet der ehemaligen DDR der bereits 1972 in der Bundesrepublik gegründeten Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) an, einem Zusammenschluss mehrerer lutherischer Freikirchen. Bis 2011 hatte der Pfarrbezirk Angermünde mit Gerhard Heidenreich einen eigenen Pfarrer, der neben Fredersdorf auch Gemeinden in Eberswalde und Biesenthal seelsorgerisch betreute. Inzwischen musste das Angermünder Pfarrhaus verkauft werden. Die Gemeinde schloss sich mit der Missionsgemeinde in Berlin-Marzahn zusammen; für den neuen Prediger wurde ein Pfarrhaus in Bernau – auf halber Strecke zwischen beiden Orten – gebaut. Im 14-tägigen Wechsel finden in Angermünde und Fredersdorf Got-

tesdienste statt, die weiterhin dem lutherischen Bekenntnis verpflichtet sind. Eine Abendmahlsgemeinschaft mit der unierten Landeskirche gibt es bis heute nicht. Trotzdem ist die Gemeinde den anderen christlichen Konfessionen in der Region eng verbunden, was sich in zahlreichen Begegnungen und gemeinsamen musikalischen und kulturellen Veranstaltungen widerspiegelt.

Auch im uckermärkischen Brüssow, etwa 50 Kilometer weiter nördlich, wurde 1859 eine altlutherische Kirche errichtet, ein Backsteinbau innerhalb der Straßenfront mit reich verziertem Giebel und einem turmartig erhöhten Mittelrisalit. Aus dem Städtchen Brüssow machten sich besonders viele Lutheraner, die mit der Union haderten, auf den Weg in die Neue Welt. Vielleicht war dies der Grund dafür, dass die schrumpfende Gemeinde ihr Gotteshaus bereits 1914 an den örtlichen Apotheker verkaufte, der es als Lageraum nutzte. Seit einigen Jahrzehnten ist in dem inzwischen der Stadt gehörenden ehemaligen Kirchengebäude ein Heimatmuseum untergebracht. Regelmäßig kommen Besucher aus den USA, die auf der Suche nach Spuren ihrer uckermärkischen Ahnen sind. Diese folgten damals den aufrüttelnden Predigten von Pastor Ehrenström und vielleicht einem Banner, das noch heute im Brüssower Heimatmuseum zu sehen ist. Es trägt die Aufschrift: *Nach Amerika, ins Land der Freiheit!* —



Ehemalige altlutherische Kirche in Brüssow; Foto: Margit Glowé

St. Martinskirche in Angermünde

Die St. Martinskirche in Angermünde kann nach **telefonischer Voranmeldung bei Familie Wollenberg** (Tel.: 03331-23736) besichtigt werden.

Heimatmuseum in Brüssow

Das Heimatmuseum in Brüssow wird ehrenamtlich betreut. **Besuchstermine können telefonisch** unter Tel.: 039742-80700 oder Tel.: 039742-80360 **bzw. per E-Mail:** museum-stadt-bruessow@t-online.de vereinbart werden.

HANNES LANGBEIN

Expeditionen – Künstlerische Erkundungen im Reformationsland Brandenburg

Hannes Langbein ist Pfarrer an der Stiftung St. Matthäus, Kulturstiftung der EKBO, sowie Redakteur der ökumenischen Quartalszeitschrift „kunst und kirche“ und Präsident der Gesellschaft für Gegenwartskunst und Kirche „Artheon“



Die „Wunderblutkirche“ in Bad Wilsnack; Foto: Evangelische Kirchengemeinde Bad Wilsnack

Was lässt sich heute eigentlich noch an **Spuren der Reformation im Reformationsland Brandenburg** finden? – 2017 ist das Jahr des Reformationsjubiläums und landauf landab wird der kulturprägenden Wirkung des Reformationsbeginns vor 500 Jahren gedacht. Doch mit Blick auf die 40jährige Geschichte des Staatsatheismus und in Anbetracht der kirchlichen Lage in vielen Gegenden im Land Brandenburg lässt sich die Frage stellen, was jenseits der historischen Erinnerung an reformatorischer Gegenwart geblieben ist: Welche Spuren lassen sich heute noch finden und wie haben sie sich im Laufe der Zeiten gewandelt?

Diese und andere sind die Fragen, die sich das Projekt **„Expeditionen. Künstlerische Erkundungen im Reformationsland Brandenburg“** stellt, das die Stiftung St. Matthäus, Kulturstiftung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Ober-

lausitz (EKBO), im Rahmen des Kulturland Brandenburg-Jahres „Wort und Wirkung“ veranstaltet: Drei Künstlerinnen und Künstler wurden eingeladen, an drei reformationsgeschichtlich bedeutsamen Orten – in Brandenburg an der Havel, Bad Wilsnack und Prenzlau – über zwei Monate hinweg zu wohnen, zu arbeiten und auszustellen: Etwa der Berliner Performance- und Installationskünstler Markus Zimmermann, der sich für die partizipative Kraft der Reformation interessiert und vor diesem Hintergrund eine Ausstellung gemeinsam mit den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt Prenzlau realisieren will. – Oder der Berliner Fotograf und Installationskünstler Ingo Mittelstaedt, der traditionell mit Museumssammlungen arbeitet und vor diesem Hintergrund mit der Sammlung des Brandenburger Dommuseums in Kooperation mit dem Domgymnasium arbeiten wird. – Schließlich die in Mailand lebende Fotografin und Per-

formancekünstlerin Julia Krahn, die sich für die Wallfahrtsgeschichte der Bad Wilsnacker Wunderblutkirche mit Blick auf aktuelle Migrationsbewegungen interessiert.

Das Projekt versteht sich in diesem Sinne dezidiert als ein **künstlerisches Forschungsprojekt**, das der Gegenwartsbedeutung der Reformation mit den besonderen Erkenntnismöglichkeiten der Künste nachspürt. – Was am Ende dabei herauskommen wird, muss mit Blick auf den Forschungscharakter des Projektes naturgemäß offen bleiben. Umso mehr lohnt sich eine Sommerreise durch Brandenburg!

.....
Am 15. Juli 2017 beginnt das Projekt mit der Ausstellung von Markus Zimmermann in Prenzlau. Weitere Termine finden Sie unter:
www.stiftung-stmatthaeus.de
.....